

Kaukasische Post

Ercheint jeden Sonntag

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop., auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop. vierteljähr. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljähr.

Anzeigen: Die Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop.; hinter demselben, d. h. im Anzeigenteil 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Annahme von Bezugsgeldern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion.

Von Bezugsgeldern außerdem:
1. v. Bobileff, Lampenhandlung am Alexandergarten.
2. Auffermannsche Niederlage, bei Herrn Schröder Sandstraße.
Wladislawas, bei Frau Elisabeth Seidel, Apothekerwarenhandlung d. Herrn G. Seidel.
Baku, bei Herrn Karl Mader.

Die Redaktion befindet sich Golowinsky Prosp.

N^o 12, Haus Mdiwani, im Hofe.

Sprechstunde der Redaktion täglich von
6—7 Abends.

Anzeigen von Privatpersonen, Firmen und Anstalten, von allen Orten des Auslandes oder des Russischen Reiches mit Ausnahme des Kaukasus, welche dort ansässig sind oder ihre Kontore oder Verwaltungen haben, werden ausschließlich entgegen genommen im Zentralannoncenbureau des Handelshauses L. & C. Meyl & Co. in Moskau, Mjajnikstaja, Haus Sitow und in seinen Filialen: in St. Petersburg, Morstaja 11., Warschau, Krakauer Vorstadt 53, Paris Place de la Bourse 8., Berlin, Fasanenstraße 72/73.

N^o 27.

Sonntag, den 17. (30.) Dezember 1906.

I. Jahrgang.

Inhalt: 1. Politische Rundschau; (Inland und Ausland) 2. Nachrichten aus dem Kaukasus; 3. Aus den Kolonien; 4. Ein Abend in der Stadtmission zu Petersburg; 5. Die Deutschen in den Wolgakolonien; 6. Aus Baku; 7. Landwirtschaft und Gartenbau; 8. Küche und Haus, Gesundheitspflege und Erziehung; 9. Literatur und Kunst; 10. Neue Bücher; 11. Vermischtes; 12. Kirchliche Nachrichten; 13. Lustige Ecke; 14. Briefkasten der Redaktion.

Das Abonnement

auf die

„KAUKASISCHE POST“

für das Jahr 1907 ist eröffnet.

Die „KAUKASISCHE POST“ ist die einzige in Südostrussland erscheinende deutsche Zeitung und das vermittelnde Organ für die im Kaukasus lebenden Deutschen, welche hiermit zum Bezug derselben eingeladen werden.

Bestellungen werden entgegengenommen:

in Tiflis: in der Redaktion, Golowinsky-Prospekt, Haus Mdiwani, bei Herrn Schröder, Auffermannsche Niederlage auf dem Sande, bei Herrn B. Bobileff am Alexandergarten.
in Baku: bei Herrn Karl Mader.
in Wladislawas: bei Frau Seidel, Apothekerwarenhandlung.
in Noworossysk: in der Buchhandlung „Djelo“, Serebrjatowstraße, im Andrejewschen Hause.

Der Bezugspreis beträgt in Tiflis

für 1 Monat R. — K. 50.		für 6 Monate R. 2 K. 50.
„ 2 „ „ 1 „ —		„ 12 „ „ 5 „ —
„ 3 „ „ 1 „ 25.		„ 12 „ „ 5 „ —

Auswärtige zahlen außerdem für jedes Vierteljahr 25 Kopfen Postporto.

KLINIK für Zahn- und Mundkrankheiten

bei der zahnärztlichen Schule

der Doktoren Nestonow und Sifejew.

Tiflis, Michailowsky Prosp., 126, Ecke der Krylowstaja.
Empfang der Kranken täglich von 9—3 Uhr, Sonntags von 9—12 Uhr., Konsultation und Zahnziehen 20 Kop., Plomben von 50 Kop. bis 1 Rub. Künstliche Zähne auf Kautschukplatten 1 Rub. pro Zahn. Andere Operationen nach Uebereinkunft. 40—16

Dr. Leon Ogandschanoff

(spricht auch deutsch).

Spezial-Arzt für Syphilis, Harn-, Blase-, Haut- und venerische Krankheiten.

Sprechst. Vorm. 9—11; Nachm. 6—8. Sprechst. für Damen u. Kinder 11—12 Rabatten-Str. 2. (Ecke des Golowinski-Prospekt). 0—16

Erbenaufruf.

Behufs Empfangnahme ihrer Erbschaft nach der in Leobschütz verstorbenen Witwe Thekla Ronge, geborene Bytomski, wird gesucht:

Marie Kulawik, Ehefrau des Gärtners Fedor Kulawik, geborene Bytomski aus Lublinitz in Oberschlesien. Die Genannte hat ihren letzten Paß nach Penkowce (vielleicht auch Pankowze, Gemeinde Simno, Kreis Kalwaria, Gouvernement Suwalki) im Jahre 1896 erhalten. Im Falle des Todes der Kulawik werden deren Kinder gesucht.

Wenn sich die gesuchten Personen nicht bis zum 3/16. Februar 1908 gemeldet haben, gehen sie ihrer Erbrechte verlustig.

Als Abwesenheitspfleger für Marie Kulawik fordere ich diese oder ihre Kinder auf, mir ihre Adresse mitzuteilen oder sich bei den kaiserlichen Konsularbehörden in Tiflis, Warschau oder Odessa zu melden.

Ottokar Mosler, Agent, Lublinitz, Preussisch Schlesien.

Politische Rundschau.

Inland.

In den Parteiorganen der Kadetten und der Sozialdemokraten wird die Frage über ein abzuschließendes Wahlkartell weiter verhandelt. Während sich der „Towarisch“ nachzuweisen bemüht, daß ein Abschluß eines Wahlbündnisses im Interesse der Kadetten selbst liegt, stellt die „Netsch“ solches in Abrede, indem sie dabei auf die Machtlosigkeit der Forderungen der extremen Linken, die keinerlei Aussicht auf Verwirklichung hätten, hinweist. Die „St. Peter. Zeit.“ erblickt in diesem Ablehnen eines Wahlkartells vonseiten der Kadetten den Beweis, daß die Kadetten sich ihrer Sache sehr sicher fühlen, und daß sie nichts dazu tun wollen, um Sozialdemokraten in die Duma hineinzubringen. Seit der Entdeckung, sagt „die St. P. Z.“, daß die Sozialdemokraten nur über 75 000 sichere Stimmen verfügen, ist eine solche Stellungnahme recht verständlich. Und die Kadetten riskieren dabei gar nichts. Denn diese 75 000 müssen ihnen doch zufallen. Auch ohne Kartell, d. h. ohne Gegendienste werden die Sozialdemokraten für sie stimmen, wo es sich um die Alternative, Kadetten oder Oktobristen handelt. Die Erläuterungen der „Netsch“ sind nichts weiter als ein Deckmantel, der beschönigend über die egoistische Parteipolitik gebreitet wird, ein Deckmantel, der im Grunde überflüssig ist und nur deshalb gebracht werden muß, weil die Kadetten von jeher auf die uneigennütigen Volksfreunde posiert haben. Uebrigens benutzten sie den gleichen Deckmantel schon bei den Frühjahrswahlen in Petersburg. Sie hatten damals bekanntlich den Arbeitern ein Abgeordnetenmandat versprochen. Als sie aber sahen, wie groß ihre eigene Majorität war, tat ihnen das leid und sie erklärten, daß sie ihren Wählern keinen Vertreter aufdrängen könnten, der ihnen nicht genehm ist. Und die Arbeiter waren die Uebertölpelten.

Die „Netsch“ teilt mit, daß das Komitee des Admiraltäts-Stadtteils der Partei der Volksfreiheit auf seiner letzten Sitzung den Beschluß gefaßt habe, sich an das allgemeine städtische Komitee der Partei mit folgendem Memorandum zu wenden:

„In Petersburg und in anderen Städten ist die unzutreffende Ansicht verbreitet, daß die russischen Deutschen Anhänger der Reaktion sind und daß sie in ihren politischen Forderungen nicht weiter als bis zum reaktionären Verbande vom 17. Oktober gehen können oder zu gehen wünschen. Diese Ansicht wird von vielen für so unumstößlich gehalten, daß sogar der Verband des russischen Volkes auf die Stimmen der Deutschen rechnet, und unter den polternden Aufrufen dieser Organisation ist oft die Unterschrift „Die deutschen Kolonisten“ zu lesen, obgleich diese mit dem Verbande nichts Gemeinsames haben.

Das Komitee des Admiraltäts-Stadtteils hält diese Ansicht für falsch und ist der Meinung, daß Maßnahmen zu ihrer Richtigstellung zu ergreifen sind.

Zur Deutschen Gruppe des Verbandes vom 17. Oktober in St. Petersburg gehören fast ausschließlich entweder im aktiven Dienst stehende oder verabschiedete Bureaukraten und Großindustrielle, die große Masse der Deutschen aber, die Handwerker, die Angestellten in den staatlichen und öffentlichen Unternehmen, die kleinen Kaufleute usw., sowie die deutsche Intelligenz stehen außerhalb der politischen Organisationen mit natio-

nalener Färbung. Andererseits sind in den Petersburger Listen der Partei der Volksfreiheit nicht wenig deutsche Namen zu finden, die bekannt und populär auch weit über Petersburg hinaus sind. Das Komitee des Admiraltäts-Stadtteils ist der Ansicht, daß während der bevorstehenden Wahlkampagne die Partei der Volksfreiheit auf die erwähnten Kategorien der deutschen Bevölkerung zählen darf und daß unverzüglich zu deren Organisation geschritten werden muß.

Ohne die Frage des Erfolges einer solchen Organisation jetzt schon zu entscheiden, ist das Komitee der Ansicht, daß allein die Tatsache der Organisation einer Deutschen Gruppe der Partei der Volksfreiheit eine gewisse Bedeutung im Sinne einer Einwirkung auf die parteilose Masse der deutschen Bevölkerung haben kann. Das Admiraltäts-Komitee ersucht daher das Stadtkomitee von den übrigen Bezirkskomitees Gutachten einzuholen und die Fragen auf der nächsten Sitzung zu beraten.“

Man muß den Kadetten recht geben, schreibt die „St. P. Zeitung“, wenn sie voraussetzen, daß ein großer Teil der Deutschen nicht reaktionär gesinnt sei. Doch irren sie stark, wenn sie in der Deutschen Gruppe nur Beamte und Großkaufleute vermuten. Das ist nichts weiter als einer der beliebten Agitations-tricks: „Der Verband ist reaktionär, dort sind Bureaukraten und Großkaufleute, kommt zu uns da...!“ Man erinnere sich des Geschreis der Kadettenblätter als die Bureaukraten kein Wahlrecht erhalten sollten. Jedenfalls wird die Gründung einer Kadettengruppe von großer Interesse sein. Daß sie der Deutschen Gruppe gefährlich werden könnte, ist kaum anzunehmen. Auch hätte sie bei den nationalfreien Grundfragen der Kadetten kaum Existenzberechtigung. Doch wird sie vielleicht dazu beitragen, daß der Verband noch vorsichtiger in der Wahl seiner Freunde und Bundesgenossen wird.

Der Ausschuß der deutschen Gruppe vom 17. Oktober veröffentlicht in der Nummer der „N. P. Z.“ vom 3. Dezember einen Aufruf, dem wir folgendes entnehmen:

Die Deutsche Gruppe des Verbandes vom 17. Oktober wünscht dahin mitzuwirken, daß solche Männer zur Arbeit in die Reichsduma berufen werden, die neben freiheitlichem aufgeklärtem Sinn auch einen genügend praktischen Blick und richtiges Verständnis für dasjenige besitzen, was Rußland in erster Linie not tut, die die Kraft und den Willen haben, in ernster, selbstloser Pflichterfüllung die neue, durch das Manifest vom 17. Oktober verbrieft, konstitutionelle Staatsordnung auszubauen und das staatliche Leben in harmonischem Einklange mit den wahren Bedürfnissen des Landes ausgestalten zu helfen. Diese erste wichtigste Aufgabe der kommenden Reichsduma steht so sehr im Vordergrund, daß es in diesem Augenblick, wo es gilt alle gemäßigten Elemente des Reichs unter einem Banne zu vereinigen, ein verhängnisvoller Fehler wäre, an die Ausarbeitung eines detaillierten Programms zu schreiten, diese Aufgabe muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, damit in dem kritischen gegenwärtigen Zeitpunkte die zahllos vorhandenen zentrifugalen Kräfte unter uns nicht zum Schaden für die Sache entfesselt würden.

Um solche Männer in die Reichsduma zu führen, deren das Land jetzt zu seiner gedeihlichen Entwicklung dringend bedarf, lag es für uns nahe, bei einer großen russischen Partei Anlehnung zu suchen. Diese Anlehnung haben wir beim Verbande vom 17. Oktober gefunden, der auf dem nämlichen politischen Standpunkte steht wie wir.

Der Verband vom 17. Oktober ist die einzige national-liberale Mittelpartei, welche, ebenso wie wir, für unser Vaterland eine konstitutionell-monarchische Staatsform auf der Grundlage des Manifestes vom 17. Oktober 1905 anstrebt, eine Staatsform, die unserer tiefsten Überzeugung nach am besten die gedeihliche Fortentwicklung Rußlands gewährleistet. Kraftvoll gegen rechts und gegen links seinen Standpunkt während, will der Verband unser gemeinsames großes Vaterland geeint zu neuem Aufblühen und Erstarren führen, jedoch durchaus in freiheitlichem Geiste, worauf es uns in erster Linie ankommt, und bei voller Anerkennung jeder nationalen Eigenart und der besonderen kulturellen Bedürfnisse aller Völkerschaften im Reiche in Sprache, Schule und Kirche.

Die loyale Gesinnung des Verbandes vom 17. Oktober unserer Deutschen Gruppe gegenüber, die sich schon zu wiederholtenmalen dokumentiert hat, finden in der erfreulichen Tatsache eine weitere Bekräftigung, daß zwei Mitglieder unserer Gruppe als Glieder in das Petersburger Zentralkomitee des Verbandes kooptiert worden sind, so daß wir dort mit den beiden Delegierten des Ausschusses durch vier Vertreter repräsentiert werden.

So tritt denn unsere Deutsche Gruppe, obwohl gesondert organisiert und unter voller Wahrung ihrer Selbständigkeit, einmütig und in voller Harmonie mit dem Verbands vom 17. Oktober in den Wahlkampf ein.

Mitbürger deutscher Zunge! Seid eingedenk der Worte des Führers im Verbands, A. J. Gutschkow: „Ich sehe andere Zeiten kommen, da werden in freier Entfaltung wir alle uns fühlen — der Deutsche als Deutsche, der Russe als Russe, und doch als Brüder, — als Söhne eines Vaterlandes, für das wir leben und — wenn es sein muß — sterben wollen“. — Laßt uns einig sein, einmütig uns aneinander schließen und darum eifrig werben für unsere Deutsche Gruppe wie für den Verband. Vor allem aber laßt uns geschlossen vorgehen!

Einigkeit macht stark!

In den Residenzblättern ist folgender Brief vom gegenwärtigen Marineminister Birilew an den Konter-Admiral Muskow vom 16. Februar 1898 veröffentlicht:

„Mit unbeschreiblichem Entsetzen habe ich Ihren Bericht gelesen. Was sind das für Sachen? Wir haben keine Flotte, und das, was gebaut wird, taugt nichts. Ich habe die ganze Schädlichkeit der Arbeiten Werchowskis erkannt und gefühlt, daß man früher oder später für das diesem Manne geschenkte Vertrauen zu zahlen haben wird, und zum Unglück sehe ich, daß ich mich nicht geirrt habe. Natürlich wird dafür während eines Krieges gezahlt werden müssen, wo die Ehre und vielleicht die Unversehrtheit des Reichs auf dem Spiel steht. Es gibt keine zügellosere Verschwendung, als eine falsch angebrachte Sparsamkeit. Alle Interessen der Flotte sind auf die persönlichen Interessen eines Mannes zugespitzt worden. Doch das ist nur das halbe Unglück, das ganze Unglück liegt in der sittlichen Zerfetzung, die aus diesem Umstande resultiert. Der kluge, aber unsittliche Werchowski hat seine ganze Karriere der Sparsamkeit zu verdanken, darum wurden alle Dummköpfe sparsam und es entstand ein Bacchanal der Sparsamkeit, bei der das Geld nutzlos verausgabte und die Sache nicht gefördert wird.

Ich verstehe nicht den Verwerfer des Marineministeriums (Tyrrow). Er könnte noch, so hoch er auch stehen möge, die Sa-

che von sich abschütteln, wenn er sofort eine Kommission aus unabhängigen Personen zur Untersuchung der Bauarbeiten und zur Ermittlung der Mittel, wie ein Ausweg aus dieser unnatürlichen Lage zu finden sei, bilden würde. Man hat auch früher staatliche Werften gebaut, und man hat sie stark gebaut, jetzt baut man sie auch, aber nicht billiger und über alle Kritik schlecht. Zur Fertigstellung des „Gangut“ sind 350,000 Rbl. verausgabte worden und zur Beendigung und zum Umbau des „Sjssoi“ — 900,000 Franks. Sind diese Zahlen nicht schlagende Beweise für die Unvernunft der anfangs beabsichtigten Sparsamkeit.

Ich habe Ihren Bericht mit fieberhaftem Interesse gelesen. Alles ist wahr. Und die Wahrheit ist in einer so klaren Sprache ausgesprochen, die alle reden müssen, die sich selbst achten. Armer Pawel Petrowitsch (Tyrrow)! In einem Jahre hat er zwei Berichte über die wichtigsten Fragen der Flotte erhalten, beide Berichte sind niederdrückend, und er besitzt nicht die Macht, das Übel zu beseitigen. Nein, es ist besser, keine Macht zu besitzen, als es nicht verstehen, sie auszunutzen. Ich übersende Ihnen meinen Bericht, der ebenso niederdrückend wie der Ihrige ist; dabei glaube ich, daß es in den anderen Verwaltungszweigen nicht besser bestellt ist.

Den Schluß des Briefes haben wir fortgelassen, da er kein öffentliches Interesse besitzt. Der Brief trägt die Unterschrift „Alexei Birilew.“ In ihrer Feuilletonbeilage vom 2. Dezember veröffentlicht die „Now. Wr.“ Briefe des bei Tschuschima gefallen Leutnants Buratow. Dort finden sich folgende Sätze. „Am 17. ist in Kronstadt der alte Messer gestorben. Mit ihm ist der beste und ehrlichste unserer Admirale dahingegangen, der seinerzeit als erster die Rede auf die Uebelstände in unserer Flotte brachte und sein ganzes Leben lang mit ihnen gekämpft hat. Die Folgen haben sich bei seiner Beerdigung gezeigt: kein Mensch ist aus Petersburg dazu gekommen.“ Weiter heißt es dort in bezug auf Admiral Roshestwenski: „Nicht umsonst sagte der alte Messer: „Ich glaube nicht an diesen Admiral“ — wobei er noch einige wenig schmeichelhafte Epitheta hinzufügte...“

Zum Prozeß des Admirals Nebogatow müssen wir ergänzend bemerken, daß der Admiral Roshestwenski der auch als Zeuge befragt worden ist, auf die von den Verteidigern ihm vorgelegten Fragen antwortete. Nebogatow habe nicht anders handeln können, als der Befehl Roshestwenski vorschrieb; er mußte den vorgeschriebenen Kurs durch das Japanische Meer nehmen. Die Frage, ob Nebogatow nichts anderes übrig geblieben war, als zu kapitulieren, ließ Roshestwenski jedoch unbeantwortet. Ihn wundere nur, warum auf der Anklagebank so viele sitzen, während doch nur zwei gerichtet werden sollten, er (Roshestwenski) und Nebogatow). Alle anderen seien durch die Strenge der Disziplin verpflichtet gewesen, die Befehle der Oberbefehlshaber zu erfüllen. Auf die Frage, ob er das Nebogatowsche Geschwader für einen unsicheren Beistand gehalten habe, erwiderte Roshestwenski: Das Geschwader hätte wesentlichen Nutzen gebracht, wenn es früher eingetroffen wäre, d. h. als die Japaner ihre Flotte noch nicht verstärkt hatten. Die Panzerschiffe waren durchaus brauchbar und seetüchtig; auf dem „Nikolai“ gab es sogar 12-zöllige Geschütze relativ neuen Typs. Ferner sagte Roshestwenski aus, daß die Geschütze der Russen schon am 14. Mai so viel schlechter schossen, daß kein Zweifel

über den Ausgang des Kampfes war; auch wenn die Zahl der Schiffe des Gegners nicht überlegen gewesen wäre, war der Erfolg der Japaner gewiß, denn sie schossen besser als die Russen. Auf den russischen Schiffen waren, um Munition zu sparen, die Artillerieübungen in viel zu geringem Maß betrieben worden.

In Regierungskreisen besteht nach der „St. P. Zt.“ die Absicht, die jedoch noch nicht zu einem definitiven Entschluß geführt hat, alle Fragen, die sich auf die Grenzmarken und überhaupt auf die Fremdstämme beziehen, nicht auf Grund des Art. 87 der Grundgesetze zu entscheiden, sondern ihre Lösung der Duma anheimzustellen. In erster Linie kommt hier eine Erweiterung der Rechte der Juden in Betracht, in zweiter die geplanten Reformen in den Ostseeprovinzen und im Westgebiet. Der Grund für diese Stellungnahme liegt in der vielfach gehegten Hoffnung, daß der Bestand der neuen Duma eine mehr nationale Gesinnung zur Schau tragen wird als die erste. Auf alle Fälle aber will man einerseits dem Vorwurf ausweichen, die gerechten Forderungen der Fremdstämme nicht erfüllt zu haben, andererseits dem, die vermeintlichen oder wirklichen Interessen der russischen Nationalität vernachlässigt zu haben.

Den Anhängern dieses Gesichtspunkts stehen in Regierungskreisen andere, gleichfalls sehr einflußreiche Persönlichkeiten gegenüber, die gewisse Zusagen erteilt haben und deshalb sowohl, als auch weil sie demokratische Wechselfälle der neuen Duma befürchten, die eine zu weitgehende Demokratisierung der Landschaftsorgane in den Grenzmarken und völlige Entfesselung des Judentums zur Folge haben könnten, dafür eintreten, daß die Duma auch auf diesem Gebiet vor ein *fait accompli* gestellt werde.

Ausland.

Deutschland. Der deutsche Reichstag ist aufgelöst. Es war etwas anders nicht zu erwarten, nachdem klar geworden war, daß die Kreditforderung der Regierung für die Schutztruppe in der südwestafrikanischen Kolonie auch in ihrem reduzierten Umfange an dem Widerstande der Zentrumsparthei scheitern würde. Fürst Bülow erklärte, daß er mit Rücksicht auf die Verantwortung vor dem deutschen Volke und der deutschen Geschichte eine „Kapitulation“, wie sie ihm von dem Zentrum zugemutet wurde, nicht unterschreiben könne. Und es wäre in der That eine Kapitulation gewesen, wenn er sich darein gefügt hätte, den Stand der Schutztruppe von 12 000 auf 2 500 Mann zu reduzieren. Er hat es vorgezogen, den Reichstag aufzulösen und in einer Wahltschlacht mit dem Zentrum an die Entscheidung des deutschen Volkes zu appellieren. Das ist das große Ereignis von heute, dessen ganze Bedeutung und Tragweite schon unter dem unmittelbaren Eindrucke der Tatsache im Geiste aufdämmerte. Fürst Bülow konnte eine andere als die ihm heute durch das Zentrum aufgedrungene Entschliebung nicht fassen, ohne seine Politik unheilbar zu kompromittieren. Seine Maxime, jeder inneren Krise vorzubeugen, war mit einemmal unhaltbar geworden; das Zentrum, dem er im Laufe der Jahre so viel Entgegenkommen gezeigt hatte, stellte ihn im Uebermüthe seines Machtgeföhls vor die zwingende Alternative, entweder auf seine nationale Politik zu verzichten oder der kaum mehr einzudämmenden ultramontanen Machtbegehrlichkeit eine Schranke zu setzen. Er entschied sich, wie er nicht anders konnte, für das letztere, er fand, wie er mußte, den Mut, auf liebgewordene Gewöhnung an eine Regierungsmajorität zu verzichten, in wel-

cher das Zentrum sehr zum Mißvergnügen der Mehrheit des deutschen Volkes die ausschlaggebende Rolle spielte. Das ist im Kern die große politische Bedeutung des heutigen Ereignisses, das, wie immer man es betrachte und welche Folgen es auch haben mag, in Deutschland eine völlig neue Lage schafft, eine grundstürzende Veränderung der gesamten inneren Politik bewirkt.

Zum erstenmal ist Fürst Bülow vor der Macht des Zentrums nicht zurückgewichen; er stellt sich zu dem Kampfe, da ihm keine andere Wahl gelassen ist. Und er hat das Schlachtfeld gut gewählt, wenn anders nicht die durch die bisherige Politik verursachte Unzufriedenheit und Enttäuschung des deutschen Volkes in der Wahltschlacht eine bis zur nationalen Selbstvergeßlichkeit reichende Verstimmung zu Tage fördert. Das Zentrum aber, das sich in der Kolonialpolitik bereits als „Nebenregierung“ etabliert hatte, ist auf einen falschen Strang geraten, es hat sich gerade an dem Punkte, wo die Klugheit ein anderes Verhalten erfordert hätte, nach dem bekannten Bismarckschen Worte „falsch instradiert“. Gewiß, man konnte sich auch in der Kolonialpolitik eine auf diskutierbare Gründe gestellte Opposition denken. Das Zentrum hätte nach allem, was im Berliner Kolonialamt und draußen in der fernen südwestafrikanischen Kolonie zu Tage gekommen, gegen die verantwortlichen Stellen den Kampf führen und auf den Sturz des Fürsten Bülow hinarbeiten können. Das wollte es aus begreiflichen Gründen nicht, denn es hat sich nie in seinem Machtgeföhle so wohl befunden, wie in der Zeit, seitdem der jetzige Reichskanzler in der Wilhelmsstraße residiert. Es hätte auch trotz der Bereitwilligkeit den Militär- und Marineforderungen der Regierung gegenüber, die ihm Macht und Einfluß sicherte, die Kolonialpolitik überhaupt bekämpfen können; es gibt in Deutschland Meinungen, welche die Kolonialpolitik als etwas für das Deutsche Reich Unerprißliches erachten. Auch Bismarck hat sich nur zögernd und widerwillig zu einer Kolonialpolitik in beschränktem Umfange bekehren lassen. Aber was das Zentrum jetzt begehrt, war etwas ganz anderes. Indem es, lediglich, um durch eine Kraftprobe seine politische Macht zu zeigen, die Herabsetzung der südwestafrikanischen Schutztruppe von 12.000 auf 2500 Mann forderte, beging es eine ungeheuerliche Frivolität, bewies es, daß ihm die nationale, ja die menschliche Empfindung fehlt für alles, was nicht unmittelbar seinem politischen Einflusse und seiner Machtstellung gegenüber der Regierung zu statten kommt.

Man braucht, um diesen politischen Machtzynismus des Zentrums zu ermessen, nicht einmal daran zu denken, daß das deutsche Volk ein großes seefahrendes Volk mit gewaltiger Industrie und enormen Handelsinteressen geworden ist, welches der Kolonien nur schwer entraten kann, aber auch auf deren Schutz bedacht sein muß. Gegen das Argument, daß die Kriegsflotte vergrößert werden müsse, um die Handelsflotte zu schützen, hat sich das Zentrum nicht aufgelehnt, weil es ihm in seine Machtpolitik paßte, durch Bewilligung der Flottenvermehrung sich die Regierung gefügig zu machen. Aber in dem Momente, da sein Einfluß im Kolonialamte auf Hindernisse stieß, wurde ihm plötzlich die südwestafrikanische Schutztruppe zu zahlreich und zu kostspielig. Diese Schutztruppe, die doch die Aufgabe hat, den deutschen Pflanzern, Beamten und Händlern in der Kolonie Sicherheit an Leben und Eigentum zu verbürgen. Was wird aus die-



sen deutschen Pionieren, wenn sie mit Frauen und Kindern schutzlos den wilden Eingeborenen, den Hottentotten und Heros, ausgeliefert sind, wenn auf ungeheure Entfernungen hin die auf eine Minimalzahl herabgeminderte Schutztruppe außer Stande ist, nicht bloß die Autorität der Behörden, nein, auch nicht das Leben derer zu schützen, die aus der Heimat in diese wilde Ferne gekommen sind, um dort mit ihrem Gut und ihrer Arbeit deutscher Industrie, deutschem Handel ein Absatzgebiet, deutschem Volksüberschuß eine neue Heimatsstätte urbar zu machen? Und was ist's mit jenem Vertrauen auf die Macht und Fürsorge des Mutterlandes, das einst bei den Römern in der stolzen Parole „*civis Romanus sum*“ sich ausdrückte und das Lord Palmerston mit Berufung auf diese Parole für alle Engländer in der Fremde in Anspruch nahm? Gewiß, die noch so blutjunge Geschichte der deutschen Kolonialpolitik zeigt auf einigen Blättern recht häßliche Blätter, auf denen abscheuliche Gewalttaten des Kolonialbeamtentums verzeichnet sind. Aber auch die Geschichte der älteren Kolonialmächte ist nicht frei von grauenhaften Bildern. Für das Zentrum waren sie nur der Vorwand, um im Parteiinteresse seine Macht zu erproben, und zwar an dem schwächsten Punkte der Regierungspolitik, in einem durch die Aufdeckung der Kolonialskandale gefährlichen Moment. Daß die deutschen Beamten und Ansiedler in der südwestafrikanischen Kolonie von Todesangst ergriffen werden müssen, wenn sie an die Möglichkeit einer starken Verminderung der Schutztruppe denken, daß hier die Frage der Mehrkosten von einigen Millionen im Verhältnis zur Sicherheit von Leben und Gut in der Kolonie nicht in Betracht kommen kann, darüber hat sich das Zentrum leicht hinweggesetzt; ihm stand das Interesse seiner Macht und Herrschaft daheim höher als der Wille zur Menschlichkeit in den Kolonien.

Nun ist der Reichstag aufgelöst, und ein schwerer Kampf beginnt, der noch ganz andere Dimensionen haben, noch um einen ungleich größeren Preis geführt werden wird als um die Millionen für die südwestafrikanische Schutztruppe. Es ist der Kampf aller nationalen Elemente gegen den übermächtig und übermächtig gewordenen Klerikalismus. Die ganze Welt wird mit angehaltenem Atem nach Deutschland hinblicken, wo bald eine große Entscheidung im Zuge sein wird, wie sie jetzt schon nach Frankreich blickt, wo der nämliche Kampf gegen den Klerikalismus bereits im Gange ist. Ein merkwürdiges Doppelschauspiel, dieses gleichzeitige Ringen diesseits und jenseits des Rheins um dasselbe Ziel, um die Befreiung von der klerikalen Herrschaft. Schwerlich verhehlt sich Fürst Bülow, daß es ein folgenschwerer Entschluß war, den Reichstag aufzulösen, einer von jenen Entschlüssen, zu denen man unter Umständen nur gelangt. Aber die Unzufriedenheit und Enttäuschung im deutschen Volke müßte doch einen ganz außerordentlich hohen Grad erreicht haben, wenn die in ihrer Menschlichkeit so einfache Forderung des Schutzes für Leben und Eigentum der deutschen Kolonisten als Wahlparole ihre Wirkung versagen sollte. Noch dazu, wenn es sich darum handelt, der Regierung die Fesseln abzustreifen, die sie sehr gegen den Willen der Nation, sich selbst in ihrem Verhältnisse zu dem Zentrum angelegt hat. Fürst Bülow wollte nicht kapitulieren. Das Wort hört sich an, als ob er sich von dem Zentrum belagert und eingeschlossen gefühlt hätte. Es wird etwas unschätzbar Großes sein, wenn Deutschland und Frankreich in dem gleichen Kampfe zu gleichem Siege gelangen.

(Neue Freie Presse).

Oesterreich-Ungarn. Bei Gelegenheit der Interpellation im deutschen Reichstage über die famose preussische Polenpolitik wurde von einigen Abgeordneten auf die möglichen üblen Folgen derselben für die auswärtige Politik des Deutschen Reiches hingewiesen. Daß diese Besorgnisse nicht unbegründet waren, beweist eine Interpellation des polnischen Abgeordneten Koslowski in den österreichischen Delegationen, welche den „*Dziennik Poznanski*“ zu folgender Schlussfolgerung anregt: „Das Auftreten Koslowskis beweist, daß das deutsch-österreichische Bündnis unter den galizischen Polen keine Freunde finden wird, womit der neue Minister des Äußern, Baron Lehrenthal künftig sehr ernstlich rechnen müssen. Eine um so größere Wichtigkeit gewinnt aber das Auftreten des Delegaten, wenn man in Betracht zieht, daß alle österreichischen Slawen dem österreichisch-deutschen Bunde abhold sind.“

Weiterhin wird dem „*Dziennik*“ aus Wien mitgeteilt, daß der Abgeordnete Dr. von Malachowski, der frühere Bürgermeister von Lemberg, die Forderung gestellt hat, die Polen sollten eine entschiedene Stellung im Schulstreik einnehmen. Außerdem wies er auf die Unmöglichkeit hin, den Dreibund fernerhin zu unterstützen, falls sich nicht die Haltung der preussischen Regierung gegenüber dem Schulstreik ändern würde.

In wieviel humanere Bahnen der Wettkampf der einzelnen Nationalitäten in Oesterreich einlenkt, beweist der Umstand, daß gerade in den Gebieten mit gemischter Bevölkerung der Nutzen der Dreisprachigkeit, wie die „*Mitteilungen des Allg. Deutschen Schulvereins*“ schreiben, von den Deutsch-Oestreichern immer allgemeiner erkannt wird. Nachdem in Böhmen und Mähren die Parole ausgegeben wurde: „*Deutsche, lernt Tschechisch!*“, wird in der österreichischen Südmarch die entsprechende Mahnung laut: „*Deutsche, lernt Slowenisch!*“ So ist in Graz in der Vorhalle der Universität und im Allgemeinen Krankenhaus ein Aufruf der Ortsgruppe Graz des Vereins deutscher Ärzte in Oesterreich angeschlagen, in dem es u. a. heißt:

Liebe Kollegen! Auf allen Linien töbt der wirtschaftliche und politische Kampf. An Euch ist es, Euch rechtzeitig mit allen Waffen des Geistes zu wappnen, um den Kampf ums Dasein siegreich bestehen zu können. Viele gute Posten an der Sprachgrenze fallen mühelos unseren politischen Gegnern zu, welche beide Landessprachen vollkommen beherrschen, während die deutschen Bewerber bei dem Mangel an Sprachkenntnissen zurücktreten müssen. Daher lernet die zweite Landessprache! Lernet also von unseren Gegnern und bemüht Euch, während der Studienzeit die Kenntnis der zweiten Landessprache euch anzueignen.“

Jeder Gerechtdenkende wird mit Genugtuung zugeben, daß mit solchen Kulturmitteln eher eine Wirkung erzielt werden kann als mit dem preussischen System.

Im ungarischen Abgeordnetenhaus äußerte sich Ackerbauminister Daranyi in bezug auf die in landwirtschaftlichen Kreisen herrschende Befürchtung eines Arbeiterausstandes während der Ernte und erklärte, er werde eine Arbeiter-Reserve organisieren, die im Falle eines Ausstandes zur Verfügung stehen würde. Denjenigen Landwirten, gegen die die Arbeiter im letzten Augenblick kontraktbrüchig würden, sollen Erntemaschinen zugesichert werden. Der Minister wies sodann darauf hin, daß dies jedoch nur Aushilfsmittel wären. Die Arbeitgeber möchten durch gerechtes und menschenfreundliches Vorgehen mit Unterdrückung jedes Grobesses sich die Arbeitswilligkeit ihrer Leute sichern. (Lebhafter Beifall).

England. Es wurde ein Erlass über die Einführung der Verfassung in Transvaal veröffentlicht. Der gesetzgeberische Rat besteht aus 15 Mitgliedern, die vom Gouverneur ernannt werden. Solange Wahlbestimmungen nicht erlassen sind, wird der Bestand des gesetzgeberischen Rates alle fünf Jahre erneuert. Die gesetzgeberische Versammlung besteht aus 69 Mitgliedern. Als Verhandlungssprache wird gleicherweise die englische und holländische Sprache zugelassen.

Die Zuteilung des von Nobel gestifteten Friedenspreises an den Präsidenten der Vereinigten Staaten begleitet das „Berl. Tagebl.“ mit folgender, nicht üblen Randbemerkung:

„Ein gerechter Krieg ist auf die Dauer für die Seele einer Nation weit besser als der blühendste Friede,“ so hieß es in der vor acht Tagen ergangenen Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Herrn Theodor Roosevelt. Jetzt meldet der Telegraph der erstaunten Welt, daß „Theddy“ vom norwegischen Storting den Nobelschen Friedenspreis erhalten hat. Herr Nobel, der, solange er lebte, in seinen Laboratorien und Fabriken jenes furchtbare Hilfsmittel des Krieges und der Revolution, das Dynamit, zusammenmischte, und damit seine Millionen verdiente, um dann in seinem Testamente der Kultur und dem Frieden zu huldigen, ist glücklicherweise tot. Vielleicht hat er sich auch verbrennen lassen, so daß er sich nicht im Grabe umzudrehen braucht. Aber soviel ist gewiß, daß er entsetzt gewesen wäre, hätte er es erleben müssen, daß der Friedenspreis einem Anhänger des „frischen fröhlichen“ Krieges zugesprochen wurde.“

Nachrichten aus dem Kaukasus.

— Wie telegraphisch aus Petersburg mitgeteilt wird, sind die Gerichtsverhandlungen gegen den gewesenen Gouverneur von Kutais Sstarofelski und den Vicegouverneur Kipschidse wegen Mangel an Belastungsmaterial eingestellt worden.

— Eine Deputation der Duchoboren, mit deren Oberhaupt J. W. Wirigin an der Spitze, hatte vor kurzem bei dem Premierminister Sstolypin eine Audienz, in welcher sie denselben auf Grund der erteilten Glaubensfreiheit baten, den Duchoboren die Rückkehr ins Vaterland zu ermöglichen. Sstolypin versprach, sie in ihrem Vorhaben zu unterstützen. Zur Zeit sollen in Kanada (Nordamerika) 8000 Duchoboren ansässig sein.

— Am 12. Dez. um 8 Uhr morgens wurde der Verwalter des Singer'schen Geschäfts Koz auf offener Straße meuchlings durch zwei Revolvergeschüsse ermordet. Der Mörder entfernte sich langsamen Schrittes.

— Im Verlaufe der Woche wurden wegen verschiedener Verbrechen 5 Personen nach dem Gouvernement Donez, 11 Personen nach dem Gouvernement Archangelsk verschickt und 19 Personen kleinerer Verbrechen wegen für die Dauer des Kriegszustandes aus dem Gouvernement Tiflis gewiesen.

— Die Statuten des Konsumvereins der Kolonie Elisabethtal sind, wie uns mitgeteilt wurde, von den Behörden bestätigt. Der Verein wird seine Tätigkeit mit dem 1. Januar 1907 beginnen. Einige Schwierigkeiten bietet die Anstellung eines Buchhalters, der der deutschen und russischen Sprache in Wort und Schrift mächtig und in seinen Ansprüchen bescheiden wäre. Auch

macht sich ein Mangel an Geld fühlbar, da augenblicklich Kredit schwer zu erlangen ist. Jedoch soll diese Schwierigkeit schon überwunden sein, da dem Verein, der aus 87 Bürgern besteht, bereits vorteilhafte Angebote in dieser Richtung gemacht wurden. Wir wünschen dem gemeinnützigen Unternehmen ein erfreuliches Gedeihen!

— Die Frage über Einführung der Landmannschaft im Kaukasus wird von neuem aufgenommen. Die Kanzlei des Statthalters ersuchte die Zahlämter des transkaukasischen Bezirkes, ihr die Zahl der Landschaftssteuereinzahler sowie die Höhe der Steuern mitzuteilen, welche Daten die Kanzlei bei der Lösung der erwähnten Frage benötigt.

— Am 6. Dez. um 2 Uhr nachmittags wurde auf der Puschkinskaja der Revieraufseher M. Mlimow von 6 Unbekannten durch Revolvergeschüsse getötet, wobei zufällig der Kleinbürger S. Sankonow ebenfalls getötet, zwei andere Passanten aber und ein 13-jähriger Knabe schwer verwundet wurden. Von den Mördern ist einer erschossen, die anderen kamen unbehelligt davon.

— Die Verlagsgesellschaft „Proletarier“ veröffentlicht nächstens eine Abhandlung: „Die soziale Lage der Frau“ von S. Kan—i.

— Wir halten es für unsere Pflicht, die Mitglieder der hiesigen Kirchengemeinde darauf aufmerksam zu machen, daß Sonntag den 17. Dezember im Schullokal eine Gemeindeversammlung stattfindet, in welcher die Schulfrage zur Besprechung kommen soll. Wir dürfen voraussetzen, daß jeder, dem das Wohl und Gedeihen unserer hiesigen Gemeinde, die Zukunft unserer Kinder am Herzen liegt, nicht versäumen wird, durch seinen Rat und seine Meinungsäußerung zur Lösung dieser Frage beizutragen.

— Am 5. Nov. um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr abends brachte ein Schüler der Zeichenschule N. Brakki in die Wohnung der bei der Apotheke Hein angestellten Lehrlinge, Tschikwaidsse und Devali zwei Bomben mit der Bitte, diese bis zum nächsten Tage aufzubewahren. Devali, der allein zu Hause war, erschrak und wollte davonlaufen. In der Bestürzung ließ Brakki eine Bombe fallen, welche explodierte und ihn selbst schwer, Devali aber leicht verwundete. Blutüberströmt ergriff er die zweite Bombe und lief mit dieser auf die Straße hinaus, um das gefährliche Ding los zu werden; dort warf er sie von sich und es erfolgte eine zweite Explosion. Da wurde er bald ergriffen. Das Kriegsgericht verurteilte Brakki zu 15 und Devali zu 4 Jahren Zwangsarbeit.

— Am 8. Dez. um 1 Uhr nachmittags wurde auf der Nekrassowstraße der Friedensvermittler, Oberstleutnant A. K. Enkel, von einem Unbekannten durch zwei Revolvergeschüsse schwer verwundet. Der Attentäter entkam.

— Das städtische Krankenhaus ist zur Zeit buchstäblich überfüllt und zwar hauptsächlich mit Verwundeten.

— Am 6. Dez. wurde aus einer Typographie eine Druckpresse von ungefähr 60—70 Rub entwendet. Am Diebstahl sollen sich an 30 Personen beteiligt haben. Die Wegschaffung dauerte länger als eine Stunde. Der Verwalter und die wenigen Arbeiter (es war Feiertag), welche sich in der Druckerei befanden, sowie einige andere Personen, welche zufällig zugegen waren, wurden für die Dauer des kühnen Unternehmens in einem Zimmer eingeschlossen. Die Maschine wurde von sachkundiger Hand auseinander genommen, worauf man sie auf einen Wagen lud und wegschaffte.



Batum. Am 5. Dez. fand im Beisein des Statthalters die feierliche Einweihung der neuen Militärkathedrale statt, deren Grundstein vor 18 Jahren von Kaiser Alexander III. gelegt wurde. Die Baukosten belaufen sich auf mehr als eine Million Rubel.

Selaterinodar. Es findet hier eine Versammlung statt von Bevollmächtigten der Schwarzmeer- und der Linienkosaken zur gerechten Verteilung der streitigen Ländereien.

Nachitshewan. Der Kreishauptmann von Griwan hatte ein Gefecht mit dem Räuber Gaider; der letztere wurde erschossen; doch wurden auch zwei Polizeisoldaten getötet.

Rutais. Auf der Station Schorapan mietete ein junger Mann ein Zimmer im Hause des Priesters Chuskiwadse, gab ihm 5 Rbl. Angeld, brachte bald darauf in das gemietete Zimmer eine Kiste und zeigte sich nicht mehr. Nach einigen Tagen erhielten der Priester und der örtliche Pristaw anonyme Briefe mit der Mitteilung, daß in dem gemieteten Zimmer sich Bomben befänden. Infolge dieser Briefe wollte der Pristaw Machradse eine Hausdurchsuchung vornehmen, um jedoch einem Unglück vorzubeugen, befahl er, vor dem Betreten des Zimmers dieses zu beschließen. Man fand dann nur die von einigen Kugeln durchbohrte Kiste; sie wurde nun vorsichtig mit langen Stricken umgebunden, deren Enden man hinausbrachte; kaum zog man aber die Stricke an, so erfolgte eine fürchterliche Explosion, durch die das halbe Haus zerstört wurde. Dank den Vorsichtsmaßregeln wurde keiner von den Beteiligten verletzt. Der entlohene Mieter wird gesucht.

Aus den Kolonien.

Selenendorf. Im Laufe des Januar n. J. wird in Selenendorf eine elektrische Zentrale in Betrieb gesetzt. Der Initiator dieser Anlage ist Herr G. Kopf, ein Kolonist aus Elisabethtal, welcher ca. 18 Jahre als Elektrotechniker bei einer der ersten Firmen dieser Branche in Baku angestellt ist und in seinem Fache tüchtig sein soll. Herr Kopf hat sich lange Zeit hindurch die größte Mühe gegeben, die Kolonie für sein Projekt zu gewinnen und der spätere Dank seitens der Kolonie wird ihm gewiß nicht ausbleiben. Herr Kopf benützt eine frühere Mühle als Maschinengebäude, in dem vorläufig eine 75-pferdige Turbine und eine Dynamomaschine aufgestellt ist, doch ist darauf Bedacht genommen, die Station bei Bedarf eventl. bedeutend vergrößern zu können. Zweck der Anlage ist die Straßen und Wohnräume der Kolonie zu beleuchten und ferner an die mit Maschinen eingerichteten Betriebe wie z. B. Holzsägereien, Böttchereien, Schmieden und mechanische Werkstätten den elektrischen Strom als Betriebskraft abzugeben. Für Beleuchtung ist der Preis für eine 16-kerzige Lampe pro Monat auf 1 Rbl. festgesetzt, (in Tiflis zahlt man 3 Rbl. pro Monat) das Kilowatt mit 20 Kop. für Kraftbetrieb, also für die Elektromotoren nur 10 Kop. In Tiflis zahlt man pro Kilowatt 40 Kopeken, also das doppelte oder gar das 4-fache und finden die Abnehmer selbst bei diesem Preise noch ihre Berechnung. Bei den so gestiegenen Preisen für Petroleum und Benzin müssen besonders die Motorenbesitzer diese billige Betriebskraft, welche nicht einmal besondere Bedienung verlangt, recht willkommen heißen. Eine recht umständliche, Zeit und Arbeitskraft raubende Be-

schäftigung ist ferner das Ueberpumpen der Kellerweine von Faß zu Faß, oder das Herauspumpen aus den Kellern in die Transportfässer, was jetzt mittelst Handpumpen geschieht. Durch Aufstellen eines kleinen Elektromotoren kann diese Arbeit bequem in der denkbar kürzesten Zeit verrichtet werden; dabei ist nur ein Wärter nötig, der sich, während dem der Motor arbeitet, auch noch anderweitig beschäftigen kann.

Wir wollen an dieser Stelle die Reflektanten, welche in ihren Werkstätten, Kellern u. s. w. elektrischen Betrieb einrichten wollen, darauf aufmerksam machen, daß sie sich bei Anschaffung der Elektromotoren nur an Firmen wenden möchten, deren Fabrikate bekannt und bewährt sind. Es kommen gerade in dieser Branche so viel minderwertige Maschinen auf den Markt, die durch ihre Billigkeit zwar zum Kauf verlocken, später aber dem Besitzer viel Kopfschmerzen verursachen und gerade bei diesen Maschinen bewahrheitet sich die alte Regel: die billigste Maschine wird die teuerste.

Die größten elektrotechnischen Fabriken der Welt sind Siemens und Halske, Schuckert und Co., Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft Berlin. Die Preise dieser Firmen sind ziemlich gleich und verhältnismäßig nicht höher als die kleinerer Fabriken, aber der Ruf bürgt für die Güte ihrer Maschinen. Genannte Firmen haben auch im Kaukasus Filialen. Ich werde mich freuen, nächstens durch die erste elektrisch beleuchtete deutsche Kolonie Rußlands fahren zu können, auf welchen Fortschritt dieselbe stolz sein kann.

H.

Die Selenendorfer haben wieder die Möglichkeit gefunden der Wirtschaft 2000 Quadratsaden zum Weinbau zuzuteilen. Das neue Landstück heißt „Schaftall“ und ist etwa 5 Werst nach N O zu von der Kolonie entfernt. Bis jetzt besaß die ganze Wirtschaftseinheit 5 600 Quadratsaden Weingarten. Man glaubte früher, daß das der Kolonie zufließende Wasser in trockenen Jahren kaum für die vorhandenen Nebenanlagen ausreiche; nun werden diese noch vergrößert. Wie ist das möglich? durch die folgenden zwei Einrichtungen.

Erstens wurde durch eine Kerisanlage das vorhandene Wasser vermehrt. (Keris nennt man hier eine unterirdische Wasserleitung, welche das Grundwasser niedriger gelegenen Landstücken zuführt.) Zweitens wurde beschlossen, mit dem Wasser etwas sparsamer umzugehen. Es wurde daher bestimmt, daß in den neuen Gärten nur $\frac{1}{6}$ des Landes bewässert werden darf. Zuerst werden nur die Reihen angepflanzt, welche bewässert werden; von jeder dieser werden je 2 weitere Reihen durch Ableger (verziehen) gebildet, welche nicht bewässert werden.

Wenn nun die Selenendorfer auf ein drittes achten werden, nämlich auf das Zurückhalten der vorhandenen Feuchtigkeit des Bodens durch zweckmäßige Bearbeitung desselben, so werden sie noch Ueberfluß an Wasser haben; auch kann man noch zur Vermehrung desselben durch eine strengere Ordnung beim Wässern beitragen, denn Ordnung lehrt uns „Zeit“ aber auch „Wasser“ gewinnen. Werden die Selenendorfer nun auch auf andern Gebieten so rationell vorgehen, wie bei diesen neuen Gartenanlagen, ziehen sie sich die Errungenschaften der Wissenschaft mehr als bisher zu Nutzen, so wird die Gemeinde an Kraft gewinnen und in jeder Beziehung noch mehr leisten als bis jetzt.

H.



Ein Abend in der Stadtmission zu St. Petersburg.

Während meines Aufenthaltes in Petersburg zur Feier des diesjährigen Unterstützungscaffenfestes, an welchem ich zu predigen und über das Werk der Unterstützungskasse in den kaukasischen Gemeinden zu berichten hatte, benutzte ich die Gelegenheit, auch die Arbeit der Stadtmission näher kennen zu lernen. — Der Sendboten-Älteste, Pastor W. Fehrmann, lud mich ein, Montag Abend den 23. Okt. zur Bibelstunde zu kommen, zu welcher sich die Stellenlosen, Arbeitscheuen und Verkommenen beiderlei Geschlechtes einzufinden pflegen. Etwa um 7 Uhr begann die gottesdienstliche Feier mit einem Liede, zu welchem Pastor Fehrmann selbst auf dem Harmonium begleitete. Darauf folgte eine Bibelstunde des Sendbotenältesten, über den Blinden bei Jericho, der am Wege saß und bettelte. Klar und ernst wurde das Evangelium ausgelegt und die praktische Anwendung auf die versammelten Zuhörer gemacht, unter denen alle Altersabstufungen vertreten waren, die Mehrzahl der Verkommenen (meist Trunkenbolde) rekrutiert sich aus dem Kellner- und Bäckerstande, doch gibt es unter ihnen auch eine Menge Typographiarbeiter; das weibliche Kontingent dagegen besteht zumeist aus früheren Diensthöten in Schankwirtschaften und ähnlichen niedern Lokalen, wo so viele an Leib und Seele verkümmern. Allen diesen Armen und Glenden geht hier in der Stadtmission die christliche Liebe nach, um das Schwache zu stärken, und das Verlorene zu retten. Außer dem Sendbotenältesten suchen noch 8 Gehilfen, Stadtmissionäre genannt, in den ihnen zugewiesenen Bezirken der Residenzstadt spezielle Seelsorge zu treiben. Wöchentliche Predigten werden verteilt, die Gefängnisse besucht, die Kinder in Sonntagschulen versammelt, die Kranken getröstet, und noch viele andere ähnliche Liebesdienste verrichtet. Ein unendlich düsteres und niederdrückendes Bild entrollt sich hier dem suchenden Auge des Seelenhirten, der leider nur wenige tröstliche Erfahrungen macht. Um so größer aber ist dann die Freude über den einen Sünder, der Buße getan, und wieder ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft geworden ist. . . . Doch kehren wir zu unserer Bibelstunde zurück! Nach der Schrifterklärung erfolgte ein Gebet, worauf wieder ein Lied gesungen wurde. Dann gab es eine Pause, während welcher die Frauen der Stadtmissionäre den Anwesenden (wohl gegen 120—140 Personen) Tee mit Butterschnitten herumreichten (2 große mit Wurst belegte Brote und 2 Krüge Tee, ähnlich, wie in der Schrippenkirche zu Berlin). Man merkte den Armen den Hunger an und ich freute mich über diese glückliche Verbindung von leiblicher und geistlicher Nahrung, wie sie hier in der Stadtmission geboten wird; heißt es doch schon im Alten Testa-

mente: „Brich dem Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe in dein Haus,“ und im Neuen Testamente: „Der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes geht!“ Indem die Stadtmission beides vereint, kommt die wahre christliche Liebestätigkeit zum Ausdruck, die ihren Ursprung in der Liebe zu Gott hat. Wer Gott liebt, wird auch seine Brüder lieben, und was ihr einem eurer geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ spricht der Herr. — Nach der leiblichen Erquickung folgte wieder geistliche Speise. Es ist nämlich Sitte, daß einer der Stadtmissionäre nach der Bewirtung und dem Gesang eines Liedes eine Geschichte aus dem Leben erzählt, an welche er dann eine Mahnung an die Versammelten anknüpft. Es ist das, möchte man sagen, praktisches Christentum aus dem Leben herausgegriffen und für's Leben bestimmt. Da ich Gast war, so übernahm ich die Pflicht des dejourierenden Stadtmissionärs und erzählte den Erschienenen einige Erlebnisse aus meiner sibirischen Tätigkeit in den gewaltigen Transportgefängnissen zu Tomsk, wo sich oft bis 4000 Sträflinge ansammelten, da die per Schiff zu hunderten Angekommenen nur in kleinen Abteilungen per Etappe weiter nach Ostsibirien expediert werden konnten.

Anknüpfend an das Sprichwort: „Es ist nur gut, daß der Himmel nicht für Geld zu haben ist, denn sonst hätten ihn die Reichen schon längst abgekauft, und ein Armer käme gar nicht hinein“, wies ich die Zuhörer darauf hin, daß sie, obwohl äußerlich arm, doch reich seien, da der Herr um der Armen, Verlorenen, Mühseligen und Beladenen, um der Zöllner und Sünder willen auf die Erde gekommen sei, um reich, glücklich und selig zu machen—frei von Sündennot und Sündenelend! Darum sollten sie nicht hadern mit dem Herrn und murren wider Gott, sondern im Vertrauen auf den Sünderheiland ein neues Leben anfangen, um nicht noch tiefer in's Verderben zu geraten, wie die ihrer Freiheit beraubten Sträflinge in den Gefängnissen, die ja auch einst bessere Tage gesehen hätten. — Aufmerksam lauschten auch hier wieder die Erschienenen, die nach dem Gottesdienste still und ruhig ihre Plätze verließen, um, so Gott will, mit neuen Vorsätzen ihr Nachtlager aufzusuchen. Mir selbst war es wertvoll, einen Blick in diese spezielle Tätigkeit der inneren Mission haben tun zu dürfen.

So niederdrückend oft die Arbeit eines Stadtmissionärs an den verkommensten Elementen der Gesellschaft sein mag, so fehlt es doch nicht an Lichtblicken, die den treuen Diener des Herrn reichlich belohnen für alle Selbsthingabe und Liebe, mit der er sein Amt zu führen bemüht ist, und ich möchte daher meinen Bericht nicht schließen ohne auch



ein freudiges Erlebnis aus der Wirksamkeit der evangelischen Stadtmission in St. Petersburg mitgeteilt zu haben. Es war vor etwa 2 Jahren, daß der damalige Sendbotenälteste die Geschichte vom verlorenen Sohne eines abends in der Bibelstunde behandelte und des näheren ausführte, da erhob sich plötzlich einer der erschienenen Jünglinge und rief entrüstet dem Pastor zu: „Ich verbitte mir hier öffentlich meine Lebensgeschichte zu erzählen“. Der Prediger entgegnete, er habe nur die Geschichte des verlorenen Sohnes aus der Schrift behandelt, freue sich aber, wenn ein Zuhörer darin seine eigene Lebensgeschichte wiedererkenne, sei es doch ein sicheres Zeichen, daß Gottes Wort an ihm zu arbeiten beginne. Nach etlichen Monaten wiederholte sich ein ähnlicher Vorfall mit demselben Jüngling. Er sprang plötzlich auf und verbat sich ernstlich immer nur von ihm zu reden. Auf's Neue mußte der Pastor ihn beruhigen, und zugleich auf Gottes Wort als auf ein zweischneidiges Schwert hinweisen, das zur Entscheidung dränge.

Der Jüngling blieb von nun an fern—man hatte ihn vollständig aus den Augen verloren. Da erschien eines Tages in der Wohnung des Sendbotenältesten ein junger, gut gekleideter Herr und fragte denselben, ob er sich nicht seiner erinnere. Auf die verneinende Antwort gab er sich als den Jüngling zu erkennen, der in den Versammlungen öfters seine Unzufriedenheit geäußert habe. Heute kam er aber mit ruhigem Herzen, um Abbitte zu tun, denn des Heilandes Liebe habe ihn bezwungen und er sei durch Gottes Gnade wieder ein ordentlicher Mensch geworden. Mit freudigem Herzen dankten nun beide ihrem himmlischen Vater, der die Seinen so wunderbar zu führen weiß!

Die Deutschen in den Wolgakolonien.

Unter dieser Ueberschrift schreibt Lic. A. Faure, Geschäftsführer des Evangelischen Hauptvereins für deutsche Ansiedler und Auswanderer in den „Alldeutschen Blättern“:

Ein wesentlich anderes Bild als die deutschen Siedelungen in Südrußland bieten die älteren Schwesterkolonien an der Wolga. Andersartige klimatische, wirtschaftliche und soziale Verbedingungen haben da besondere Verhältnisse geschaffen, wenn auch natürlich manches, was von südrussischen Deutschen gesagt ist, von Wolgakolonisten ebenso gilt. Die Entwicklung hat hier im ganzen eher abwärts als aufwärts geführt. Daher sieht man sich gegenwärtig—and nach dem Mißwachs dieses Jahres mehr denn je—an vielen Stellen allen Ernstes vor die Wahl gestellt: entweder auswandern oder zugrunde gehen. Eine dritte Möglichkeit, zu einer andern Wirtschaftsweise überzugehen und auch die Grundbedingungen des Zusammenlebens zu ändern,—würde bei der Schwerfälligkeit der Bauern und der Kurzsichtigkeit der russischen Regierung auch in friedlicheren Zeiten sehr

Bergl. Nr. 14 und 15 der „Kauf. Post“ (das Deutschtum in Südrußland).

problematisch (fraglich) sein. Das Land wäre bei vernünftiger Selbstwirtschaftung an sich sehr wohl im stande, noch höhere wirtschaftlichen Wohlstand zu sichern. Aber es können doch noch Jahrzehnte vergehen, ehe der deutsche Bauer dort der Einsicht Raum gibt, daß es jetzt um den Boden werben heißt und nicht mehr blos erwarten, daß er alles von selbst hergebe. Und ob man sich auf der anderen Seite so bald dazu verstehen wird, die Besitzverhältnisse nach gesünderen Gesichtspunkten zu regeln, mit dem unheilvollen Seelenlandsystem zu brechen? . . . So sehr man sich auch über jede Stimme freuen wird, die statt der vielen Klagen hoffnungsfreudig und zukunftsstrotzig von den Wolga-Deutschen redet: trübe genug bleibt der Blick in die Zukunft für sie doch; Auswanderung und Rückwanderung sind hier ganz anders brennende Fragen als im Süden: eben weil es sich um Sein oder Nichtsein handelt.

Die schwierigen Verhältnisse in den Wolgakolonien sind bis auf die Zeit ihres Entstehens zurückzuführen. Es waren nämlich nicht durchweg richtige Landwirte, welche—meist Mitteldeutsche—dem Aufruf der Kaiserin Katharina II. Folge leisteten. Vielmehr war auch bunt zusammengewürfeltes Volk in großen Scharen dabei: Handweber nicht nur, sondern auch Friseure, Schauspieler und dergl. Ebenso war auch diese erste Kolonisation von russischer Seite nur ungenügend vorbereitet, so daß es ihnen wie an Ackergeräten, so überhaupt am Nötigsten fehlte. Von dem allen haftet dem Wolgakolonisten bis auf den heutigen Tag etwas an. Tüchtige Wirte in guten Verhältnissen fehlen zwar nicht, aber die Mehrzahl sind doch keine vollwertigen Landwirte. Das schon früh auch auf diese deutschen Kolonien übertragene russische Seelenlandsystem hat das Seine dazu getan. Das Land ist Gemeindebesitz, jede männliche Seele hat ein Anrecht auf ein Stück davon, so daß etwa alle 10 Jahre eine Neuverteilung des Ganzen mit Berücksichtigung der inzwischen erfolgten männlichen Geburten vorgenommen wird. Das muß auf die Dauer aus inneren wie äußeren Gründen zu unleidlichen Zuständen führen. Gerade auch die Verhältnisse in den Wolgakolonien wären wohl geeignet, kommunistische Wirtschaftstheorien ad absurdum zu führen.

Auf verhältnismäßig geschlossenem Gebiet angesiedelt, sahen die Kolonisten ihre Dörfer allmählich ins Ungeheure anzuwachsen, so daß es ihnen bei der Raubwirtschaft auf dem Boden zu eng werden mußte. Es gib' heute Einzeldörfer mit über 10 000 Einwohnern (z. B. das Dorf Grimm im Gouv. Saratow), Kirchspiele mit über 20 000 Seelen, und Dörfer mit 3—4000 Bewohnern gehören nicht zu den Seltenheiten. Eine Erweiterung des Dorfgebietes konnte kaum stattfinden. So wurden die dem Einzelnen zufallenden Teile immer kleiner. In manchen Dörfern umfassen sie gegenwärtig nicht mehr als 2—3 Hektar. Dabei hat der Bauer sein Land nicht einmal in einem Plan zusammen, vielmehr—es soll ja auch hier jeder vom Besseren wie vom schlechteren Boden seinen Teil haben—in Stücken, die unter Umständen bis 50 Werst weit auseinander liegen.

Wie schwer dies Seelenlandsystem zum Schaden der wirtschaftlichen Entwicklung ins Gewicht fällt, beweisen die zwischen den älteren deutschen Dörfern erst vor wenigen Jahrzehnten als Musterwirte angesiedelten Menoniten. Sie haben das Seelenland nicht und treiben rationelle Landwirtschaft. Ackerbau und Viehzucht stehen da auf einer ganz anderen Stufe, und in den

blühenden Siedelungen herrscht ein Wohlstand, den auch etwaige Dürre und Missernten nicht so leicht vernichten können.

Die Übervölkerung muß sich bereits ziemlich früh bemerkbar gemacht haben. Sind doch vor etwa 50 Jahren, offenbar aus dem Überschuß der ursprünglichen Kolonie, ostwärts davon in der Steppe neue Niederlassungen gegründet worden: die „An siedlungsdörfer“ Neu-Boaro, Freiental usw.

Wer vom „eigenen Land“ nicht leben kann, ist darauf angewiesen, entweder von Anderen Land in Pacht zu nehmen oder aber selbst sein Land zu verpachten und auf Arbeit zu gehen, etwa bei den größeren selbständigen Landeigentümern. Die Lohnsätze sind sehr verschieden, es kann guten Verdienst geben, man kann aber auch für sehr geringen Lohn und mäßige Kost zu arbeiten gezwungen sein. Ebenso ist auch der Pächterlös sehr verschieden. Verpachtet z. B. jemand seinen Streifen „Tabak-Land“, so kann er dafür 40 Rubel und darüber für den Hektar erzielen, für Ackerland natürlich erheblich weniger. Und in Hungerjahren muß vielleicht das Land im voraus für einen Spottpreis abgegeben werden.—Nimmt aber der kleine Mann Land in Pacht, so sind die Bedingungen nach unseren Begriffen hart genug. Er muß etwa die Hälfte des Ertrags abliefern, oft außerdem noch die Ausfaat stellen. So kann er es auch in guten Jahren nicht sonderlich weit bringen.

Nach dem allen kann es nicht wunder nehmen, wenn die deutschen Dörfer an der Wolga auch schon äußerlich einen viel ärmlischeren Eindruck machen als die südrussischen. Meist sieht man da ungestrichene Holzhäuser mit ebensolchen Dächern, schmucklos, höchstens mit etwas Zierrat in russischem Geschmack am Hoftor und um die Fenster. Auch einzelne Lehmhäuser stehen dazwischen—in manchen Dörfern überwiegen sie sogar; endlich sieht man noch ganz eigenartige, aus Weidenruten geflochtene Häuschen, vielleicht notdürftig mit Lehm überschmiert: Wohnungen verheirateter Söhne, die aus irgend einem Grunde mit den Eltern zerfallen sind, oder auch ganz armer Arbeiterfamilien. Halbverfallene Häuser und halbgedachte Dächer reden eine trostlos deutliche Sprache. In diesem Jahr kam dazu noch der Anblick der nach monatelanger Dürre verbrannten Gemein deweiden und der stellenweise nur von mageren Lehren spärlich bestandenen Felder.—Die Gärten kommen im Gesamtbild wenig zur Geltung, ebenso auch die Weiden und Pappeln an Bächen und Wasserlöchern. Nur selten sieht man ein neueres, besser gebautes Haus. Ins Auge fallen die Kirchen, die älteren eigentümliche Holzbauten mit Säulenportalen, die neueren vielfach überaus schmuck und stilgerecht, fast als wären sie zu fein für ihre Umgebung. . . .

(Schluß folgt.)

Ans Baku. Die evang.-lutherische Gemeinde zu Baku hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Schulwesen nach Kräften zu verbessern und zu erweitern. Vorläufig ist in Balachany im Naphtarayon eine deutsche zweiklassige Schule eröffnet, was schon längst not tat, da gerade dort in Balachany, welches 12—15 Werst von Baku entfernt ist, einer großen Anzahl schulpflichtiger Kinder keine andere Möglichkeit zum Besuch einer Schule geboten werden konnte, als eben durch Gründung einer örtlichen Schule, was auch endlich mit Gottes Hilfe zustande gekommen. Nun ist es sehr wünschenswert, daß alle Eltern oder viel-

mehr alle zur lutherischen Gemeinde zählenden Mitgliedern mit vereinten Kräften, mit frischem Mut sich der so wichtigen Sache ernstlich annehmen, mit Rat und Tat dazu beitragen, daß die Schule sich entsprechend entwickelt.

In Baku selbst wurde auch am 19. November die neue Schule eingeweiht, wobei der Präsident des Kirchenrates, Herr Köll an die anwesende Gemeinde folgende Ansprache hielt:

Behrte Anwesende!

Fünf Jahre sind seit der Grundsteinlegung dieses Schulhauses verflossen, fürwahr eine lange Zeit um einen so einfachen Bau fertig zu stellen. Aber Widerwärtigkeiten aller Art traten auf und ließen sich nicht überwinden, weil Uneinigkeit in der Gemeinde herrschte. Unfrieden verfehrt, Friede ernährt und Einigkeit macht stark. Einigkeit tut doppelt not in einer so ernsten Zeit wie heute. Der Kampf ums Dasein wird von Jahr zu Jahr schwerer und Pflicht der älteren Gemeindeglieder ist, es die Jugend für den Kampf um die Existenz durch eine gute, eine bessere Schule zu stählen.

Wissen ist Macht, Wissen ist Reichtum! Der heutige Tag der Schuleröffnung soll einen Wendepunkt im Gemeindeleben bedeuten. Alle, alle ohne jede Ausnahme sollen mit Einsetzung ihrer ganzen Kraft an der Verbesserung unserer leider noch so verbesserungsfähigen Schule arbeiten. In diesem Sinne übergebe ich Namens der Gemeinde jene Räume ihrer Bestimmung. Möge der Unterricht an dieser Stelle dazu beitragen unsere Jugend zu guten Bürgern und überzeugungstreuen Christen zu erziehen.

Das walte Gott!

Zum Schluß hielt Herr Pastor Zimmermann noch eine kurze Ansprache an die Schulkinder, wobei er auch die Lehrer und die Eltern ermahnte mit gutem Beispiel auf die Kinder einzuwirken.

G. B.

Landwirtschaft und Gartenbau.

Helianti, ein neues Wintergemüse. Diese neue Gemüsepflanze ist in der Tat nichts anderes als ein Helianthus, der schon vor einigen Jahrhunderten entdeckt wurde. Helianti ist aber nicht Helianthus tuberosus, sondern ein Mittelglied zwischen Helianthus doronicoides und decapetalus.

Es ist wirklich zu verwundern, daß es einer so langen Zeit bedurfte, um den Wert dieser Pflanze zu erkennen, die ebenso wertvoll für den Tisch als Gemüse wie für die Spiritus-Industrie und die Mästung der Haustiere ist.

Der Helianti oder Salzißis Nordamerikas ist ein Riesengemächß von 3,50 Meter Höhe, durch sein dunkelgrünes Laub und seine goldgelben Blütentöpfchen äußerst schmuckvoll und kann daher auch in den Gärten als Zierpflanze verwendet werden. Jedoch sein Hauptverdienst sind nicht seine dekorativen Eigenschaften, sondern sein Wert als Nutzpflanze: es ist die Wurzel oder vielmehr der zusammengehäuften Wurzelbündel dieser Pflanze, welcher uns ein vorzügliches Gemüse liefert, das zwar noch wenig bekannt ist, aber gar bald seine Verbreitung finden wird.

Helianti ist eine landwirtschaftliche Pflanze von ungeheurer Ertragsfähigkeit. Es handelt sich hier nicht um ein Knollengewächß, das vielleicht die Kartoffel ersetzen soll—wie viele

glauben — sondern um eine wirklich neue Gemüsepflanze, deren Knollen aufbewahrt und im Winter genossen werden können, wo frisches Gemüse ohnehin wenig und teuer ist.

Diese neue Gemüsepflanze verdient ihrer vielen guten Eigenschaften wegen ganz besonders unsere Beachtung, und in Zukunft wird sie wohl in jedem Haushalte eine große Rolle spielen, denn, was besonders hervorzuheben ist, Helianti hat nicht nur einen vorzüglichen Wohlgeschmack, sondern erleichtert sogar dem empfindlichsten Magen die Verdauung schwerer Speisen.

Ein Hektar Land mit Helianti bepflanzt bringt im Minimum 100 000 Kilo Knollen, also um die Hälfte mehr, wenn die gleiche Fläche mit Kartoffeln bepflanzt worden wäre.

Da Helianti die Verdauung befördert, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß er in nächster Zukunft einen Hauptbestandteil der Nahrung in den Hospitälern bilden wird, wo es den Ärzten ohnehin schwer wird, wenn sie den Kranken leicht verdauliche Speisen verordnen sollen. Kartoffeln müssen in den Spitälern auch gegessen werden, jedoch sind sie schwer verdaulich, würden sie aber mit Helianti vermischt, so würde dem Übel abgeholfen und sie könnten ohne Schaden genossen werden.

Helianti widersteht der größten Hitze und der stärksten Kälte Nordamerikas, deshalb können wir ihn in unseren Klimaten mit gutem Erfolg bauen; es ist wirklich eine Pflanze, die für die Stadtbevölkerung wie für die Landbewohner vom größten Werte sein wird. Jetzt bilden Kartoffeln und Getreide (resp. Mehl) die Hauptbestandteile unserer Mahlzeiten; in Zukunft aber wird noch Helianti hinzukommen, und wir werden dann die wohlthätigen Wirkungen dieses Nahrungsmittels an uns wahrnehmen können. Außerdem hat Helianti einen so vollkommenen Wohlgeschmack, daß alle Erzeugnisse des Gemüsegartens, die wir bis heute kennen, weit hinter ihm zurückbleiben; ferner ist es sehr gut, dieses Gemüse zu Fleischspeisen zu genießen und kann man davon recht wohlschmeckende Zwischenspeisen (Nebengerichte) bereiten.

In landwirtschaftlicher Beziehung bilden seine büscheligen und mit Blättern reich verzierten Stengel ein Grünfütterer ersten Ranges zur Aufzucht von Kaninchen, die besonders lecker darauf sind.

Wenn die Pflanzen gut entwickelt sind (im August) gibt man das grüne Laub dem Vieh, das eine reichliche und sehr stickstoffhaltige Nahrung, d. h. ein nahrhaftes Grünfütterer, daran findet. Der Anbau des Helianti als Grünfütterer ist sehr wichtig: Der Schnitt geschieht 50 cm über dem Boden; bald nachher treiben die Stengel wieder aus und liefern einen neuen Schnitt.

Auch die Industriellen werden von dieser Pflanze vollauf befriedigt sein: denn ihre Knollen gären sehr stark und liefern einen Alkohol erster Güte, der den aus Kartoffeln hergestellten bei weitem übertrifft.

Die ungeheure Ertragsfähigkeit dieser Pflanze ist geeignet, selbst den größten Zweifler zu überraschen; man konnte schon an einer Pflanze bis 650 Stück Knollen zählen, die zusammen 9 $\frac{1}{2}$ Kilo (19 Pfund) wogen.

Ich glaube, es bedarf keiner weiteren Empfehlung, um diese Pflanze in unsere Kulturen und Gärten aufzunehmen, und die neuerdings angestellten Versuche werden die Richtigkeit unserer Aussagen bezeugen.

Noch einige Worte über die sehr einfache Kultur des Helianti:

Man pflanzt ihn von November bis Ende April in was immer für einen Boden, ob er trocken, frisch oder schattig, mit Dünger, einen Meter weit nach jeder Richtung. Ein einmaliges Behacken und Behäufeln genügt. Gegen Mitte November beginnt die Ernte. Sobald die Stengel gut trocken sind, schneidet man sie teilweise oder, je nach Raum und Bedürfnis, alle auf einmal ab; in letzterem Fall bringt man die geernteten Knollen in einen Keller oder Schuppen und bedeckt sie mit feuchtem Sand, oder man läßt sie im Freien liegen und bedeckt sie einfach mit Stroh.

Man kann sie auch an Ort und Stelle im Boden lassen, die Büschel abschneiden und die Oberfläche mit einer guten Schicht Stroh bedecken, damit der Frost das Herausnehmen der Knollen nicht verhindern kann.

Zu bemerken ist, daß, wenn die Knollen von Helianti einschrumpfen oder welk werden, es genügt, sie einige Stunden ins Wasser zu legen, sie nehmen dann ihre Form und Größe wieder an und schmecken gerade so gut, als ob man sie erst geerntet hätte.

Küche und Haus, Gesundheitspflege und Erziehung.

Das Nasenbluten ist nicht immer ein so harmloser Zufall, wie in seiner uns am meisten vertrauten alltäglichen Form. Die Blutung kann solche Dimensionen annehmen, daß wir, selbst bei kräftigen Erwachsenen, einer ernstesten Gefahr gegenüberstehen. Bei Kindern gehört natürlich viel weniger dazu. Schon ein mäßiges, aber etwas länger andauerndes Nasenbluten läßt uns da eine Schädigung, wo nicht Schlimmeres, befürchten und erzeugt in uns den Wunsch, sofort helfend einzugreifen und, wenn wir auch selbstverständlich den Arzt rufen lassen, doch während der meist bestimmaren Zeit bis zu seiner Ankunft nicht untätig zu bleiben.

Woher kommt das Nasenbluten? Manchmal liegt ja die Ursache klar zu Tage. Wenn ein Schlag oder Stoß gegen die Nase oder ein Fall auf dieselbe vorangegangen ist, werden wir um die Erklärung der Blutung nicht verlegen sein. Weniger augenfällig ist gewöhnlich der Zusammenhang der Lezeren mit einer allgemeinen Erkrankung. Daß es bei einem vollblütigen Menschen leicht zu Nasenbluten kommt, wird nicht Wunder nehmen. Merkwürdiger könnte es scheinen, daß das gleiche Ereignis auch durch Blutarmut veranlaßt wird. Das liegt aber daran, daß unter der allgemeinen Ernährungsstörung auch die Blutgefäße selbst leiden, daß ihre Wandungen brüchig werden und dann schon durch ganz geringfügige Einwirkungen plagen. Diese Ursache ist in der Jugend ebenso häufig wie im vorgerückten Alter die Arterienverkalkung, welche auf andere Weise zu demselben Resultat, der erhöhten Brüchigkeit der Gefäßwänden führt. Von akuten Leiden bedingen Typhus, Malaria, Influenza und vor eigentlichen Kinderkrankheiten die Masern und besonders der Scharlach eine Neigung zu Nasenbluten. Ferner gehört hierher die Blutsiekenkrankheit, bei welcher sich dieser Zufall mit Blutungen in die Haut und andere Organe verbindet und welche im Kindesalter recht häufig beobachtet wird, sowie die Bluterkrankheit, ein ererbtes, konstitutionelles Leiden, bei welchem Blutungen aus der unbedeutendsten Veranlassung

(Nadelstich, Zahnziehen, Blutegeßbiß) und so auch das Nasenbluten einen lebensgefährlichen Charakter zeigen können.

Eine besondere Bedeutung kommt allen denjenigen Umständen zu, welche eine Blutstauung oder einen Blutandrang nach dem Kopfe hervorrufen, mag es sich nun um kurz- oder langdauernde, um einmalige oder wiederholte Einflüsse handeln. Herz-, Lungen-, Leber-, Nieren-, Milzleiden, Geschwülste des Halses und der Brusthöhle bringen eine solche Stauung zu Wege, ebenso aber auch einfaches Husten, Niesen, längeres Bücken, Heben schwererer Lasten, ferner heftige Gemütsregung. Auf einen Grund der Blutstauung möchten wir jedoch besonders hinweisen. Das sind die engen Kragen, und zwar sowohl leinene als Kleiderkragen. Durch sie werden die großen Venenstämmen, welche, am Halse abwärts ziehend, das Blut aus dem Kopfe zum Herzen zurückleiten, zusammengedrückt, und so eine Blutüberfüllung des Kopfes durch Hemmung des Abflusses erzeugt. Das ist nicht etwa eine theoretische Klügelei. Der Tatbestand wird durch zahlreiche Fälle bewiesen, in denen lange Zeit hindurch sich wiederholendes Nasenbluten spurlos verschwand, sobald man auf die Enge des Kragens aufmerksam wurde und Abhilfe schaffte.

Wenn von all diesen Momenten nichts vorhanden ist, so müssen die Bedingungen der Blutung in abnormen Zuständen der Nasenschleimhaut selbst liegen. Da kann denn nur ein akuter oder chronischer Schnupfen oder eine polypöse Wucherung, aber auch eine ernstere Erkrankung, wie Diphtherie, Tuberkulose oder irgendwelche Geschwülste vorliegen. Gar nicht selten finden sich bei Kindern Fremdkörper, welche beim Spielen in die Nase geraten sind, als Ursache anhaltender, scheinbar unerklärlicher Blutungen. Die vielleicht aber allhäufigste Veranlassung des Nasenblutens ist erstaunlich einfacher Natur. Sie liegt in der viel verbreiteten Unsitte, sich mit dem Fingernagel in der Nase herumzukraken, anfangs meist zur Entfernung von Borsten, später aus bloßer Gewohnheit. Es werden dadurch kleine Schleimhautverletzungen an der Nasenscheidewand verursacht, welche immer wieder durch den gewalttätigen Finger neu eröffnet werden und daher auch neu bluten. Der Patient, dessen Beschäftigung mit der Nase meist unbewußt ist, wundert sich dann über die „grundlose“ Blutung. Wer dieses Verfahren recht konsequent fortsetzt, kann es schließlich zu einem tiefen, bis in den Knorpel reichenden Geschwür oder gar zu einer Durchbohrung der Nasenscheidewand bringen.

(Schluß folgt).

Literatur und Kunst.

Wassily Danilowitsch Zurukow's Gefangenschaft bei den Abadschenen. *)

Bei der Eroberung des Kaukasus hatten die Tscherkessen den ersten Andrang der russischen Übermacht auszuhalten. Trotz ihrer Tapferkeit, ihrer Gewandtheit im Reiten, Schießen und im Gebrauch des Säbels, sowie der Ausdauer ihrer Pferde, sa-

*) Ein Tscherkessenstamm. In diesen Erinnerungen schildert ein alter Kosak seine Erlebnisse bei den Tscherkessen in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Dieselben wurden von einem russischen Freunde unseres Blattes ins Deutsche übertragen und werden gewiß alle unsere Leser interessieren.

hen sie schließlich doch ein, daß ihre Anstrengungen und vielen Opfer vergeblich waren. Ein Stamm streckte nach dem andern die Waffen, während andere sich in die Berge zurückzogen und den Kampf fortsetzten. Auch die Abadschenen, Schapsugen und Ubichen, drei Tscherkessenstämme, die den Südbhang des Kaukasus nach dem Schwarzen Meere hin bewohnten, hielten noch lange stand. In dem Maße, wie die Tscherkessen zurück gedrängt wurden, rückten die Kosaken vor, und auf den ererbten Landstrecken wurden neue Kosakendörfer angelegt. Diese waren befestigt und die Bewohner bewaffnet.

Die ersten Kosaken wurden von Katharina II gegen Ende des 18. Jahrhunderts an der Kubanmündung angesiedelt und hießen die Schwarzmeerkosaken. Von dort aus wurden stromaufwärts, am rechten Ufer des Kuban immer neue Stanizen (Kosakendörfer) angelegt. Diese neue Reihe wurde die „Linie“ genannt und die Bewohner hießen Linienkosaken.

Die unterworfenen Tscherkessen schickten die Söhne ihrer angesehensten Familien als Geiseln nach St. Petersburg. Im Sommer 1857 passierten zehn solcher Fürstensöhne die Staniza Staro-Marjewskaja, unweit der jetzigen Stadt Stawropol. In der im Dorfe gelegenen Poststation hielten sie ihren planmäßigen Rasttag. Kurz nach Sonnenuntergang trieb der 13-jährige Wassja (Kosename von Wassilij) Zurukow die ihm anvertraute kleine Schafherde von der Weide in den Hof seines Dienstherrn. Dieser wohnte ganz nahe am Posthause. Wassja hatte im Vorbeigehen die vor dem Posthause spielenden Fürstenkinder gesehen und war ganz entzückt über sie. Nachdem er die Schafe in aller Eile eingetrieben, lief er zum Posthause, um die hübsche Tracht der spielenden Tscherkessenknaben zu bewundern. Er freute sich an ihren gold- und silberbeschlagenen Dolchen und Gurten, ihren zottigen Lammfellmützen, ihren eigenartigen Schuhen von dünnem Leder, an ihren gewandten elastischen Bewegungen und vor allem an ihrer merkwürdigen Sprache. Diese zu erlernen war von nun an sein schönster Lebensstraum. Zu Wassjas Leidwesen wurden die Knaben bald in die Stube gerufen. Als er am nächsten Morgen mit seinen Schafen am Posthause vorbei zog, waren die kleinen Fürstensöhne bereits abgereist. Wassja blieb mit seinen Schafen und seinen Wünschen betrübt auf der Steppe zurück. Sein Dienstjahr war erst im Frühjahr um, und daß bis dahin vom Erlernen der tscherkessischen Sprache keine Rede sein konnte, wußte er. So verträumte er den Sommer und den Herbst auf der Steppe, und als endlich der Winter zu Ende war, feierte er seine Dienstentlassung und bekam seinen Jahreslohn von neun Rubeln. Dieser denkwürdige Tag, den er so sehnsüchtig erwartet hatte, brachte ihm die erste und wohl auch die schwerste Enttäuschung in seinem Leben. Er hatte gehofft, von nun an sich auf irgend eine Weise an die Erlernung der tscherkessischen Sprache machen zu können, aber statt dessen überraschte ihn seine Mutter mit der Nachricht, sie habe ihn für ein weiteres Jahr verdungen. So stürzten Wassja's Lustschlösser zusammen, und er sollte weiter die Schafe hüten.

Wassja's Vater—Donilo—gehörte den Linienkosaken an und diente in Petersburg. Während seiner Dienstzeit besorgten und verwalteten zwei seiner Brüder seine Wirtschaft. Als Donilo im Jahre 1848 in Petersburg starb, war Wassja vier Jahre alt. Die zwei Vormünder benachrichtigten die Witwe, daß ihre ganze Erbschaft aus 3 Rühren bestehe, von denen sie 2 und die Witwe 1 zu erben habe. Somit war die ganze bewegliche Habe

der armen Frau eine Kuh und dazu acht unmündige Kinder. Da sie das Recht zur Benutzung ihres Ackerlandes behielt, so wäre die Not noch nicht so groß gewesen, wenn sie die Möglichkeit gehabt hätte, das Land zu bestellen. Unter solchen Umständen geriet die arme Witwe in eine schwierige Lage, die sich erst besserte, als die Kinder größer wurden. Als Wassja im Jahre 1858 sein Jahr als Hirt abgedient hatte, war dies jedoch noch nicht der Fall, weshalb er auch in den sauren Apfel beißen und wenn auch mit Murren, die Schafe weiter hüten mußte. Die neue Prüfungszeit war aber nur von kurzer Dauer. Auf Allerhöchsten Befehl sollte am oberen Lauf des Urup (ein Nebenfluß des Kuban) eine neue Staniza, Namens Peredowaja gegründet werden. Zu diesem Zwecke sollte Wassjas Heimatdorf Staro-Marjewskaia 18 Familien stellen, unter denen das Loos auch seine Mutter traf. Die „alte Linie“ war vor den Tscherkessen niemals sicher. Auf ihren ausdauernden Pferden setzten sie über den Kuban, um sich nach verübtem Überfall in die ferneren Berge zurückzuziehen. Daß das jenseitige Kubangebiet mit seiner „neuen Linie“ von diesen verwegenen Reitern weit mehr zu leiden hatte, liegt auf der Hand. Diese Befürchtungen brachten die arme Witwe zur Verzweiflung, und unter bitteren Tränen teilte sie die Schmerzenskunde ihren Kindern mit. Wassjas Augen erglänzten aber vor Entzücken, und er machte den vergeblichen Versuch, seine Mutter zu trösten, da er jetzt die Gelegenheit haben würde, die tscherkessische Sprache zu erlernen.

(Fortsetzung folgt).

Skizzen aus Süd-Afrika.

von G. D.

II.

(Schluß).

„Schauen Sie mal, Herr Lehrer: dort ist Mayers Farm. Wir wollen nicht näher gehen, denn er hat schrecklich böse Hunde. Der steht sich gut; hat sich einen ganzen Wald von Podshecken¹⁾ angelegt.“ — „Angelegt? Wie das.“ „Ja, sehen Sie, dieser Baum, die Podshecke, gedeiht hier in unserem Sande sehr gut und wächst riesig schnell. Der Boden wird zuerst von Sträuchern befreit, dann gepflügt. Der Samen ist schwarz, doppelt so lang wie ein Weizenkorn und hat eine furchtbar harte Hülle. Unsere Hennen fressen viel davon, aber das kommt ganz unverdaut wieder heraus, als ob es Steine wären. Ein Samenkorn kann jahrelang in der Erde liegen, ohne zu keimen. Darum wird der Samen mit kochendem Wasser übergossen, dann mit alten Säcken bedeckt, damit er lange heiß bleibe, und so während 24, auch 36 Stunden gelassen, bis die Körner gekemt haben. Dann werden sie wie Roggen aufs Land gesät und eingeeggt. Nach ein paar Tagen zeigen sich schon 2 kleine federige Blättchen; dann kommt ein großes langes Blatt nach dem anderen heraus, und im ersten Jahre ist ein winziges Büschchen schon da. Im zweiten Jahre wächst es ganz unglaublich schnell. Mit 5 Jahren ist es ein völlig ausgewachsener Baum mit neun Zoll starkem Stamm. Mit neun oder zehn Jahren muß er abgehauen werden, sonst stirbt er ab. Hat sich also jemand so eine Waldung angelegt, so mietet er sich ein paar Schwarze, die nichts tun,

¹⁾ Verkrüppelt aus „Port Jackson“, einem australischen Hafen. Der Baum ist eine wirkliche Akazie—*Acacia saligna*.

als Bäume fallen, die Rinde abstreifen, trocken²⁾ und in Büschchen zusammenlegen, und das Holz klein hacken. Die Rinde gibt vorzügliche Gerber-Lohse und wird von den Gerbereien gern gekauft. Was der Farmer für die Rinde bekommt, deckt alle Kosten, und das Holz hat er umsonst. Das Holz verkauft er nun als Brennholz in der Stadt, und der Erlös ist Reingewinn. Da ist Herr Böhm, z. B., der macht mit Holz jährlich 300 Pfund (3 000 Rbl.) ohne jede Mühe.—Nun, jetzt ist es aber Zeit zurückzugehen. Meine Alte wartet schon sicher mit dem Kaffee. Ich will Ihnen, Herr Lehrer, noch unterwegs von den Gemüsebauern erzählen, die in den Weinberg-Flachten wohnen. Dort ist das Land sehr feucht. Im Winter steht fast überall Wasser; im Sommer ist daran auch kein Mangel. Die Regierung hat das Land dort in kleine Lots³⁾ von 10 Acker⁴⁾ geteilt. Wenige von uns Deutschen wollten sich dort niederlassen. Wir zogen es vor, größere Lots zu nehmen. Die unfrigen hier haben 150 Acker. Und doch sind viele von ihnen besser dabei weggekommen als wir. Das macht die Feuchtigkeit und das bessere Land. Sie säen und pflanzen das ganze Jahr über: Mohrrüben, Runkeln, Radieschen, Kohl, Erbsen, Rüben jeder Art, vor allem aber Kartoffeln. Zur teuren Zeit kostet hier ein Sack von 100 Pf.—18 Schillinge⁵⁾ auch 20 und drüber. Das kommt daher, daß wir immer frische Saatkartoffeln aus Europa haben müssen. Ein kleiner Korb Saatkartoffeln aus Europa kostet aber 10 Schillinge⁶⁾. Der Ertrag ist sehr gut, aber von den erzielten Kartoffeln darf der Farmer nur einmal säen; die zweite Aussaat führt zu nichts: alles fault. Die Weinberg-Gemüsebauern können aber zweimal jährlich Kartoffeln pflanzen und haben sehr gute Erträge. Das können wir nicht: ist viel zu trocken bei uns. Dafür müssen sie aber oxsen wie die Sklaven. Alle müssen dran: Männer, Frauen und Kinder. Zweimal wöchentlich bringen sie ihr Gemüse in die Stadt. An Vieh halten sie nur Pferde oder Esel (Maulesel) und eine Kuh. Die Milch verbrauchen sie selbst. Geld verdienen sie viel, aber es ist eigentlich ein Hundeleben: immerfort gerackert, ewig in dem nassen Lande herumgewatet, nein, danke, da hab ich's besser.“

Wir kamen endlich ins Gehöft zurück, wo unser der Kaffee harter, den man bei Leibe nicht ausschlagen darf. Ein sehr gelbes Gebäck, eine Art Pfannkuchen, von etwas eigentümlichem, doch nicht schlechtem Geschmack, erregte meine Aufmerksamkeit. Auf mein Befragen erklärte die Wirtin: „Die sind so gelb von Straußeneiern. Dort hängen einige Schalen davon. Groß sehen sie aus—wie ein kleiner Kinderkopf; aber Sie werden kaum glauben, wie viel so ein Ei enthält. Denken Sie: 24 Hennen-eier, große Eier, gehen hinein. Die Schale allein wiegt 1 Pf. Das volle Ei wiegt 4—5 Pf. (englische). Herr Jan Faure, ein Bure nicht weit von uns, hält einige Stück von Straußen. Von ihm kaufen wir die Eier zu 6 Pens⁷⁾. Früher hielten sie ganze Scharen von Straußen, aber jetzt sagen sie, es bezahlt sich nicht, und da halten sie nur ein paar des Eies wegen und zum Vergnügen. Sie sind nicht scheu, und man kann ganz nahe an sie herankommen. Häßlich sehen sie aus, o jeh! Ganz grau, so hochbeinig und ein so langer Hals! Der Körper liegt auf Mannshöhe, und der Hals ragt weit darüber in die Luft. Wenn sie

²⁾ Grundstücke.

³⁾ 9—10 Dessjatin.

⁴⁾ 9 Rubel.

⁵⁾ 5 Rubel.

⁶⁾ 25 Kop.

brüten, dann ist das Männchen gefährlich. Ohne einen dornigen Busch in der Hand darf man sich von ihnen nicht gehen lassen. Erspäht einen das Männchen, so läuft es wie besessen auf den Menschen los, und wenn man mit dem Dornbusch ihm nicht flink vor den Kopf fährt, dann versetzt es einem mit der Pfote einen Schlag in den Leib, daß der Bauch aufgerissen wird. Oh, die sind dann gefährlich!"

Es war inzwischen für mich Zeit geworden, nach Hause zu gehen; ich verabschiedete mich also von meinen Gastfreunden und begab mich auf den Weg nach meiner Klause, wobei ich nicht umhin konnte des Farmers freies, unabhängiges, gemüthliches Leben zu bewundern. Ich fühlte, wie sich in mir der Wunsch zu regen begann, dieses freie Leben auch zu versuchen.

Neue Bücher.

Geuter's Baltischer Taschen-Notizkalender für das Jahr 1907. 22. verbesserter und vermehrter Jahrgang. Mit einer Gratisbeilage: Ausführliche vergleichende Tabellen metrischer, russischer und englischer Gewichte. Mitau. E. Behres Verlag.

Sehr empfehlenswert wegen seines reichen Inhalts für alle Kaufleute und Gewerbetreibende. Der Preis ist uns leider unbekannt.

Bermischtes.

Die Entstehung des Schlafes hat eine neue Erklärung erfahren. Die bisher aufgestellten Theorien, die das Verhalten des Gefäßsystems oder Vergiftungsvorgänge für das normale periodische Erlöschen des Bewußtseins verantwortlich machten, haben sich als unzureichend erwiesen. Alberto Salomon in Florenz hat nun die Behauptung aufgestellt, daß das Zustandekommen des Schlafes von der Ausscheidung des Hirnanhangs, der sogenannten Hypophyse, abhängig ist. Das Drüsenekret enthält Brom, und seine Wirkung soll demnach eine jener Substanzen entsprechende sein. Tatsächlich soll die Darreichung der Hypophysensubstanz bei Schlaflosigkeit erfolgreich sein, ebenso spricht zugunsten jener Theorie, daß bei krankhafter Vergrößerung der Hypophyse große Schläfrigkeit eintritt: auch wurde bei Schlafkrankheit häufig eine übermäßige Entwicklung der Hypophyse nachgewiesen. Ferner wurde bei akuten Vergiftungen oder chronischen Selbstvergiftungen, die zu einer Steigerung innerer Sekretion führen, Schläfrigkeit beobachtet. Tritt aber aus irgend einem Grunde eine Verkümmern der Hypophyse ein, so macht sich Schlaflosigkeit geltend. Dies läßt sich zum Beispiel im Greisenalter und in gewissen Zuständen ungenügender Ernährung, bei der Neurasthenie usw. beobachten.

Kirchliche Nachrichten: Estlis.

Aufgeboren: zum 1. Mal: Karl Heinrich Hägele und Amalie Schröder. Der Witwer Kurt von Kutzschenbach und Eva Doehn aus Westpreußen. Der Ingenieur Alfons Johann Weiß und Olga Hemming aus Riga.

Getauft: Theodor Harald Anthen in Zinondaly.

Lustige Gede.

Der bierehrliche Münchner. „Sohn:“ Du Bota, warum is denn im Summa so hoak?—„Vater:“ damit ma recht viel saufa kann zur Abkühlung!—„Sohn:“ Na, und warum is denn im Winta nacha so kalt?—„Vater:“ Geh, du dumma Bua du, damit ma emar echt viel saufe kann, daß e in wieda warm wird.

Schlagfertig. „Gast:... Wissen Sie, Herr Wirt, das Beefsteak ist klein und schlecht!“—Wirt: „Na wenus schlecht ist, so sind Sie doch froh, daß es nicht groß ist!“

Vaterfreuden. Vater der seinem Jungen bei der Aufgabe geholfen hatte. „Nun was hat der Lehrer zu dem Aufsatz gesagt?“—„Samuel.“ Er hat gesagt, daß ich jeden Tag dümmer werde;“.

Briefkasten der Redaktion.

Herrn Pastor A. in J. Besten Dank. Ihr geschätzter Beitrag kommt in der nächsten Nummer.

Herrn B. in Balachany. Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen, die von Einsicht und Verständniß für unsere Kulturarbeit zeugen.

Herrn C. in Sfaratow. Ihr geschätzter Brief, für den wir bestens danken, kommt in der nächsten Nummer.

Herrn D. in S. bei Warschau. Leider für uns nicht verwendbar.

Herrn E. in Berlin. Die fehlenden Nummern der „Kauk. Post“, wurden Ihnen zugesandt.

Herrn F. in München. Ihre anerkennenden Zeilen haben uns sehr erfreut.

Herrn G. B. in Stuttgart. Unser Hannes ist ein echter Schwabe. Es freut uns, daß Ihnen seine Erzählungen so gefallen. Hannes läßt Sie herzlich grüßen; auch sein Bärbele schickt Ihnen einen Gruß.

Herrn Professor H. in Graz. Die gewünschten Nummern sandten wir gestern.

Verantwortlicher Redakteur

und Herausgeber: Kurt von Kutzschenbach.

Die Buchhandlung Tarajanz,

Golowsky Pr. im Hause Abjanz neben dem Artistischen Verein.

empfeht zum **WEIHNACHTSFEST** ihr reichhaltiges Lager von

deutschen & russischen Kinderbüchern,

Klassikern

und andern Büchern verschiedenen Inhalts in beiden Sprachen

2-1

ANONNA Restaurant ersten Ranges
im Hause d. Artistischen Vereins.

Guter Frühstücks- u. Mittagstisch.

Die Lokalräume werden bis 17⁰ N. auf elektrischem Wege ventilirt, weshalb das Restaurant dem verehrten Publikum auch während der Wintermonate besonders empfohlen wird.

(10-9)

J. T. Bondarenko.

Die schönsten und
nützlichsten **Weihnachtsgeschenke**

für Jung und Alt, erhalten Sie bei

Joh. Heckeler vormalis **F. Tarasoff.**

Handlung von Kunst-Utensilien und Photographischer Artikeln.
Große Auswahl in Aquarell-, Öl- und Kinderfarben, Pastellstiften,
Bilderbüchern zum Bemalen, farbigen Vorlagen, Gravüren, Leisten und
Rahmen, Brennapparaten nebst Brennartikeln, Porzellangeschirren
für die Porzellanmalerei, zu bemalende Terrakotten, Weihnachts- und
Ansichtspostkarten, Haussegel, Gratulationskarten, Spruchkarten usw.

Welhaminowskaja Nr. 3, neben der Apotheke der Herren F. und F.
Hein. 4-3



Shyrdower Niederlage

DONNER & LEITZ

Tiflis, Dworzowaja.

GROSSE AUSWAHL in

Weisswaren, Herren- & Damenwäsche,

bunten Kleider-, Hemden- u. Schürzenstoffen

Socken, Strümpfen, Leibeln,

Sommer- & Winterdecken,

ALLERLEI TISCHDECKEN,

Möbelstoffen, Portieren, Tüllgardinen,

Teppichen, Dielenläufern, Linoleum & Bresenten,

sowie 10-8

Brautausstattungen in allen Preislagen



D. S. Saradschew

Tiflis.

Kaukasischer

COGNAC

naturrein, übertrifft viele Sorten franzö-
sischer Herkunft. 10-9

Die Musik-Instrumenten-Handlung



A. G. Kopp,



Michael-Prospekt Nr. 112, gegenüber dem Hotel Wetzel,
empfiehlt ihr reichhaltiges Lager von Pianinos, Gui-
taren, Violinen, Mandolinen, Zitern, Akkordions, Ak-
kordzitern, Balalajkas, Ziehharmonikas, Mundharmoni-
kas, Blasakkordions, und von vorzüglich haltbaren rein-
klingenden Darm- und überspannenen Saiten jeder Art zu
mäßigen Preisen. 15-6

WARNUNG!

Infolge der in letzter Zeit aufgetauchten Nachahmungen unserer Annon-
cen und Prospekte, ersuchen wir die H.H. Interessenten auf unsere Firma

**Erste Russische Hausarbeiter-Strickmaschi-
nen-Gesellschaft,**

Moskau, Садовая-Каретная, д. Лыжина zu achten.

Filialen unserer Firma existieren in St. Petersburg (Коломенская 32) und
Charkow (Благовещенская 16).

Der Gesellschaft wurden in den letzten zwei Monaten folgende Preise
zuerkannt auf der Ausstellung in Moskau a. D. die goldene Medaille und
in Brüssel Grand-Prix mit der goldenen Medaille und dem Ehrenkreuz.
232216 7-2

Korbwaren & Bambusmöbel - Fabrik

Fr. PAHL

Tiflis, Michaelstraße Nr. 35

empfiehlt für die bevorstehenden Feiertage ihr reichhaltiges La-
ger von feinsten ausländischen und geschmackvollsten

Spielwaren, Lehrmitteln, sowie

Christbaumverzierungen.

P. S. Bestellungen nach auswärts werden prompt und
sorgfältig ausgeführt. 2-1

W. KESSNER.

Bau & Möbeltischlerei

mit **Maschinenbetrieb**

empfiehlt sich.

Olgastrasse № 70, Eigenes Haus.

(10-9)

1 Rbl. 50 Kop. und mehr pro Tag Verdienst.

Mitarbeiter gesucht

zum Stricken auf unserer Schnellstrickmaschine. Entfernung tut nichts zur Sache, und wir verkaufen die Arbeit. Verlangt gratis Prospekte.

Erste Russische Hausarbeiter-Strickmaschinen-Gesellschaft,
 Moskau, Каретн. Садовая д. Лыжина. St. Petersburg, Коломенская 32.
 0-2 Charkow. Благовѣщенская 16-141. 232215

Pariser Konditorei
GEBRÜDER NAUMENKO
 Golowinsky Prospekt, Haus Mdiwani.
 Große Auswahl Weihnachtsgebäck, sowohl die besten Sorten Pfefferkuchen von 20 Kop. u. teurer, wie auch Torten, Cees u. verschiedenes anderes Gebäck. „Lieferanten der Offiziersgesellschaft“

B I L L I G!



TROPENOL hat sich in allen Erdteilen als bester u. hygienischer Ersatz für Blechdächer vorzüglich bewährt.

Kostet nicht! **TROPENOL** hält das Haus im Sommer angenehm kühl, im Winter angenehm warm!

Alleiniger Fabrikant: **Herm. Hübner, Hamburg-Riga** gegründet 1869.
 Verlangen Sie Broschüren u. Muster durch die Vertreter **GUSTAV LANGE, Tiflis, Weikotnjashestaja Nr. 57.**
RUDOLF KAISER, Baku, Molokaner Garten. 10-2

B E Q U E M!

Ein gebrauchtes aber noch gut erhaltenes **PIANINO** wird zu kaufen gesucht. Näheres Ольгинская, № 9 Quatier Warmbrunn. 3-1

Das Magazin v. Korbwaren & Bambusmöbel
Tiflis, Wilh. Koch Michaelstr., 17
 empfiehlt zur bevorstehenden Weihnachtszeit sein reichhaltiges Lager von allen in's Fach einschlagenden Artikeln. Ferner in großer Auswahl ausländischer **Christbaumschmuck.**
 Bestellungen nach auswärts erbitte mir rechtzeitig, damit dieselben prompt ausgeführt werden können. 2-1



Rein Geheimnis ist es mehr
 daß Sie bei der goldenenen Garbe in Tiflis am billigsten Musikinstrumente jeder Art kaufen, dabei prompt und reell bedient werden.
 Versandt nach Auswärts unter Garantie. Nichtconvenientes wird ungetauscht.
 „Золотая Арфа“ Тифлисъ Гол., № 10. Владѣлецъ Е. Шуманъ.



Commissionär des  **Domaine - Ministeriums**
M. E. PRIDONOFF
 offerirt zur bevorstehenden Weinrebenkur: **höchster Qualität**
 Kupfervitriol bester englischen Marken, Sublimierte Schwefelblume eigener und anderer Marken, Pulverisatore und Schwefelbälge der bekanntèn Fabrik Vermorel und alle nötigen Präparate und Instrumente für Wein- und Gartenbau sowie Weinpressen, Filter, Pumpen und sonstige Instrumente für Kellereien.
Adresse: TIFLIS, Sergejewskaja Strasse № 11. Preiskourante werden prompt und franco zugesandt. 12-3